

Lehre und Wehre.

Jahrgang 66.

Oktober 1920.

Nr. 10.

Die sieben Gemeindebriefe in der Offenbarung.

(Fortsetzung.)

Das Schreiben nach Smyrna.

2, 8—11.

Smyrna war zur Zeit des jugendlich aufblühenden Christentums, jedenfalls während der beiden ersten nachchristlichen Jahrhunderte, die schönste und reichste griechische Stadt des kleinasiatischen Festlandes. Das alte Smyrna lag an einem prachtvollen Hafen an der innersten Spitze des Hermäischen Golfs. Es war schon im Altertum, wie heute noch, ein bedeutender Handelsplatz. Nachdem Alt-Smyrna von den Lydiern zerstört, seiner Mauern beraubt und zum Dorf herabgedrückt war, wurde Neu-Smyrna von Alexander dem Großen oder von seinem berühmten Diadochen Antigonus und namentlich nach dessen Tode vom König Lysimachus zwanzig Stadien von der alten Stelle entfernt zu einer sehr schönen Stadt erbaut. Die Römer, unter deren Herrschaft Smyrna als ein Teil des pergamenischen Reiches wurde und zu der neuen Provinz Asia im Jahre 133 v. Chr. trat, zeichneten die Stadt vielfach aus. Der hohe Rang, welchen Smyrna bei Gruppierung der zugehörigen Festaufzüge einnahm, wurde durch den Titel „die Erste“ bezeichnet, den sie mit Ephesus und Pergamon teilte. Durch lebhaften Verkehr und Handel wurde es eine überaus reiche und blühende, überaus prächtige und imposante Stadt. Wie alle diese großen Handelsplätze, so hatte auch Smyrna einerseits eine namhafte jüdische, andererseits in verhältnismäßig früher Zeit eine ziemlich starke christliche Gemeinde, welche, an irdischen Gütern arm, aber in Gott reich, in von den Juden ausgehenden und angestifteten Verfolgungen ihre Treue zu bewahren hatte. Von dem christlichen Wesen zu Smyrna haben wir erst durch die Apokalypse Kunde und dann durch die ignatianischen Briefe im Anfang des zweiten Jahrhunderts. Zu der Zeit war Polycarp Bischof der Gemeinde, von dessen Märtyrertod unter Mark Aurel im Jahre 168 die smyrnaische Gemeinde selbst Nachricht gegeben hat. Viele, besonders

Katholische Ausleger, haben den Gemeindeengel unsers Briefes für Polycarp gehalten, was die Vertreter der Ansicht, daß die Apokalypse unter Galba verfaßt wurde, für unmöglich, diejenigen, welche die Abfassung in die Zeit Domitians verlegen, für möglich und glaubbar halten, weil Polycarp bei seinem Martyrium sagte, daß er sechsundachtzig Jahre lang dem Herrn gedient habe. Der Brief ist ein durchaus freundlicher und tröstlicher. Dementsprechend sind auch die Bezeichnungen, die sich der Herr beilegt. „Dies sagt der Erste und der Letzte, der tot war und lebendig wurde.“ So hat der Herr sich 1, 17, 18 bezeichnet. Ist Christus der Erste und der Letzte, so braucht seine Gemeinde um das Ende, um den Ausgang, nicht besorgt zu sein. So wird auch seine bedrückte, treue Gemeinde mit ihm siegen, triumphieren und herrschen, wenn auch zurzeit die Verfolgung schwer drückt, und der Ausblick trübe ist. So hat auch Christus sich in seiner Passion erwiesen, als der Erste und Letzte, der da steht als Sieger, kräftiglich erweist als Sohn Gottes, Röm. 1, 4, durchs Leiden des Todes gekrönt mit Preis und Ehre, Hebr. 2, 9. Alle Feinde liegen zu seinen Füßen, alles, was ihm entgegen war, ist verschlungen in den Sieg. Durch den Tod hat er die Macht genommen dem, der des Todes Gewalt hatte, das ist, dem Teufel, Hebr. 2, 14. Er lebt wieder nach dem Tode, in einem neuen göttlichen, unvergänglichen Leben, ist die Auferstehung und das Leben selbst. Ist er tot gewesen und wieder lebendig geworden, so dürfen auch die Seinen sich nicht scheuen, treu zu sein bis zum Tode. Der Tod kann ihnen nicht schaden und kann sie nicht halten. Wie und weil er vom Tode erstanden ist, so kann auch für sie der Tod nur Durchgang zum ewigen Leben sein; denn „sterben wir mit, so werden wir mitleben; dulden wir, so werden wir mitherrschen“, 2 Tim. 2, 11. 12. Also getrost und unverzagtl „Ich weiß deine Trübsal und deine Armut, aber du bist reich, und die Lästerung, die von denen ausgeht, die da sagen, sie seien Juden, und sind's nicht, sondern sie sind des Satans Schule.“ Die Angabe „deine Werke“ fehlt in neueren kritischen Ausgaben, ist jedenfalls in gleichmacherischem Streben aus dem vorigen Schreiben herübergenommen. Im folgenden wird auch nichts von Werken, weder guten noch bösen, gesagt, sondern nur von Leiden und Trost und Stärkung im Leiden. Trübsal hat die Gemeinde erfahren und trägt noch sehr schwer daran, und noch mehr steht ihr bevor. Die Trübsal, die Verfolgung, hat die Armut im Gefolge. An dem Reichtum der reichen Handelsstadt hat die Christengemeinde kein Teil. Die Verfolgung hat ihr noch genommen, was sie hatte. So litten auch die Gemeinden in Mazedonien durch die Verfolgung „bodenlose Armut“, 2 Kor. 8, 2. So haben auch die Hebräergemeinden den Raub ihrer Güter mit Freuden hingenommen, Hebr. 10, 34. So hat Gott überhaupt erwählt die Armen dieser Welt, die im Glauben reich sind, Jaf. 2, 5. Eine solche Gemeinde ist die in Smyrna auch, arm im Sinne dieser Welt, arm am Erdischen, aber in Wirklichkeit reich, reich im Glauben, reich in Gott. Daran erinnert sie

der Herr. Er hat sie selbst reich gemacht. Das ist eben „die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, daß, ob er wohl reich ist, ward er doch arm um eure willen, auf daß ihr durch seine Armut reich würdet“, 2 Kor. 8, 9. Sie haben „Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen, und da die Diebe nicht nach graben noch stehlen“, Matth. 6, 20. Sie haben ein unvergängliches und unbeflecktes und unverweltliches Erbe im Himmel, das ihnen da in Gottes treuen Händen bewahrt wird, 1 Petr. 1, 4. Ihre Verfolgung und Armut weiß der Herr wohl, er weiß und sieht das schon. Der Hüter Israels schläft und schlummert nicht, Ps. 121, 4. Das geschieht nicht ohne ihres Gottes und Heilandes Wissen und Willen. „Solches geschieht auch vom Herrn Gebaoth; denn sein Rat ist wunderbarlich, und führet es herrlich hinaus“, Jes. 28, 29. Er läßt dem Teufel und seinen menschlichen Helfershelfern die Zügel schießen, gibt ihnen Raum und Gelegenheit, den Seinen Leiden anzutun, ihnen zum Heil, zur Läuterung und zur Bewährung. Er weiß ihr Leiden und vergibt sie nicht darin. Er hat es den Seinen gesagt, daß er darum weiß und darauf acht hat, wenn ein Sperling vom Dach fällt oder ein Haar von ihrem Haupte, daß sie in seinen Augen teuer geachtet sind, besser als viele Sperlinge, Luk. 12, 7. Er weiß um ihr Leiden. Er ist langmütig, aber zu seiner Zeit sucht er's an den Feinden furchtbar heim. Er ist ein gerechter Richter. Gerade daß ihr leidet, zeigt euch an, „daß Gott recht richten wird und ihr würdig werdet zum Reiche Gottes, über welchem ihr auch leidet; nachdem es recht ist bei Gott“ (eiper, wenn es denn, es müßte denn sonst nicht das Rechte sein in Gottes Augen, was es natürlich, selbstverständlich ist), „zu vergelten Trübsal denen, die euch Trübsal anlegen, euch aber, die ihr Trübsal leidet, Ruhe mit uns, wenn nun der Herr Jesus wird offenbart werden vom Himmel samt den Engeln seiner Kraft und mit Feuerflammen, Rache zu geben über die, so Gott nicht erkennen, und über die, so nicht gehorsam sind dem Evangelio unsers Herrn Jesu Christi, welche werden Pein leiden, das ewige Verderben, von dem Angesicht des Herrn und von seiner herrlichen Macht“, 2 Thess. 1, 6—9. Und gerade von solchen Leuten wird euch das Leid angetan, die Gott nicht erkennen und dem Evangelium nicht gehorsam sind. Und obendrein sind sie verbündet und gehen mit Lug und Trug um. „Sie sagen, sie seien Juden, und sind's nicht, sondern sind des Satans Schule.“ Sie waren ja wirklich Juden, dem Fleische nach. Die Juden hatten die traurige Auszeichnung, daß sie die ursprünglichsten und wütigsten Feinde der Christen waren. Die Apostelgeschichte berichtet ja, wie die Juden von allem Anfang ihrem Haß gegen Christum und seine Christen Lust machten, und wenn irgend in einer Stadt der Heiden Verfolgung sich erhob gegen die Christen, dann stellten die Juden dahinter, die den heidnischen Pöbel oder auch die heidnische Obrigkeit gegen die Christen aufhebten. Aber wenn die Juden sich ihrer Nationalität rühmten, dann meinten sie besondere Vorzüge, die sie als Juden hätten. Sie rühmten sich, Hebräer, Israeliten,

Abrahams Same zu sein, 2 Kor. 11, 22. Damit rühmten sie sich: ihrer Nationalität, als Hebräer; ihrer theokratischen Stellung, als Israeliten, als das Bundesvölk der Wahl, als Gottes Volk; ihrer Sonderstellung zu den Offenbarungen und Propheten des Alten Testaments, zu den Verheißungen, zu dem Messias und dem messianischen Reich. Die gerühmten Vorzüge Israels zählt Paulus auf: „Ihnen ist vertraut, was Gott geredet hat“, Röm. 3, 2. Ihnen „gehört die Kindheit und die Herrlichkeit und der Bund und das Gesetz und der Gottesdienst und die Verheißungen; welcher auch sind die Väter, aus welchen Christus herkommt nach dem Fleisch“, Röm. 9, 4, 5. Aber er sagt da auch gleich dabei: „Es sind nicht alle Israeliter, die von Israel sind; auch nicht alle, die Abrahams Same sind, sind darum auch Kinder“, 9, 6, 7. Er hat vorher schon gesagt: „Das ist nicht ein Jude, der auswendig ein Jude ist, sondern das ist ein Jude, der inwendig verborgen ist, welches Lob ist nicht aus Menschen, sondern aus Gott“, Röm. 2, 28, 29. So hatte Johannes der Täufer den selbstgerechten Juden, die da meinten, wenn sie nur sagten: „Wir haben Abraham zum Vater“, dann verschone man sie mit der Buszpredigt, gesagt: Die äußere, fleischliche Abstammung von Abraham verschlägt nichts; „Gott kann dem Abraham aus diesen Steinen Kinder erwecken“, Luk. 3, 8. So hatte Christus selbst in den Tagen seines Fleisches sicherer, ungläubigen Juden diesen Ruhm benommen und ihnen gesagt, daß sie zu deutlich zeigten, daß sie nicht Abrahams Kinder seien, weil sie so gar nichts von der Art und Gesinnung Abrahams zeigten, sondern daß sie zu deutlich offenbarten, wer ihr Vater sei, nämlich der Teufel, daß sie nach dieses ihres Vaters Lust tun wollten, der ein Mörder ist von Anfang, Joh. 8, 39—44. Die ungläubige, christusfeindliche Art, die das Evangelium von sich stoßen und sich selbst des ewigen Lebens nicht wert achten, Apost. 13, 46, die haben den Ruhm verscherzt, wirklich Juden, Abrahams Kinder und Gottes Volk zu heißen und zu sein. Den Ruhm haben die wirklichen Israeliter, „die des Glaubens Abrahams sind, das sind Abrahams Kinder“, Gal. 3, 7. Jene sind auch nicht die Beschneidung, sie sind höchstens die Befreiung, oder mit um so bitterem Spott, die Befreiung, katatome. „Denn wir sind die Befreiung, die wir Gott im Geist dienen und rühmen uns von Christo Jesu und verlassen uns nicht auf Fleisch“, Phil. 3, 3. Wenn die ungläubigen Juden den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, so lügen sie und narren nur sich selbst. Sie sind die Synagoge des Satans, wie Christus ihnen bereits ihren Vater genannt hatte, Joh. 8, 44. Sie haben ihren Messias verworfen und sich die Verdammnis zugezogen. Sie erfüllen nur noch mit ihrem Hass gegen die Gemeinde Gottes das Maß ihrer Sünde, und dann kommt das Gericht mit gesteigerter Wucht.

Das Leiden wird fürs erste auch noch nicht aufhören. Das weiß der Herr und sagt es den Christen zu Smyrna im voraus. Aber er bricht gleich dem Leid die Spitze ab, indem er von vornherein ermuntert:

„Fürchte dich nicht vor dem, was du leiden wirst“, was dir zu leiden bevorsteht. Schon die Tatsache, daß er es vorherweiß und sagt, dient dazu, daß sie sich nicht wundern und ärgern, wenn es nun geschehen wird, Joh. 16, 1. 4. Und nun sagt er es mehr spezifiziert vorher: „Siehe, der Teufel wird einige von euch ins Gefängnis werfen, damit ihr versucht werdet, und ihr werdet Trübsal von zehn Tagen haben.“ Der Teufel steht dahinter, der treibt seine Kinder zu ihrem mörderischen Werk, das nach seiner Art ist, der er ein Mörder von Anfang ist, Joh. 8, 44. Und er wird die heidnische Obrigkeit zur Verfolgung der Christen reizen. Es werden Leute von ihnen ins Gefängnis geworfen werden. Das tut nicht eine aufgeregte Volksmenge und der vernunftlose Pöbel, sondern die Obrigkeit nach regelrechtem Prozeß. Und der Teufel meint es bitterbös damit, „damit ihr versucht werdet“. Als eine Versuchung zum Guten, zur Prüfung und Läuterung läßt Gott es geschehen. Aber so meint es der Teufel nicht, er will in der Weise euch versuchen, woher er seinen Namen der Versucher, Matth. 4, 1, hat; er will euch sichten wie den Weizen, Luk. 22, 31. „Trübsal von zehn Tagen“, das ist auch mancherleiweise gedeutet worden: als eine lange und als eine kurze Zeit, zehn Tage als zehn Jahre, oder zehn Tage die zehn Christenverfolgungen bedeutend oder zehn besondere Abschnitte oder Perioden in der Verfolgung, oder auch so, daß die zehn Tage den zehn Geboten entsprechen und bedeuten, die Verfolgung (der Gesamtkirche) werde dauern, solange der Dekalog gültig sei, das heißt, bis an der Welt Ende, und was dergleichen wilde Deutungen mehr sind. Verhüntige Erklärung ist, daß durch die zehn Tage die Trübsal als eine kurze bezeichnet werden soll. Hengstenberg: „Zehn Tage, unter den kurzen Zeiträumen ein längerer; vgl. 1 Sam. 25, 38; Dan. 1, 12; 1 Mos. 24, 55, wo die zehn Tage ohne Zweifel ebenso wie hier als runde Zeitbestimmung vorkommen. Die Kürze wird dadurch bezeichnet, daß von Tagen die Rede ist, und daß das Gebiet der Gehner und der Hunderte nicht betreten wird, die Länge in der Kürze dadurch, daß die Zahl gesetzt wird, welche die Einer abschließt.“ Der Herr nennt die Länge; denn er setzt sie; er setzt dem Übel Zeit und Ziel, wie lange es währen soll. Er hat auch das Übel in der Hand, und als aus seiner Hand kommend nimmt der Christ es an. Der Herr hat die Weise, daß er die bösen Seiten verkürzt zu der Seinen Seligkeit, Matth. 24, 22. Er verschafft mit der Versuchung einen solchen Ausgang, daß die Seinen es ertragen können. — Die Verfolgung wird so intensiv sein, daß es für einige von ihnen bis zum Sterben kommt; es wird Christenblut fließen. Es wird Gelegenheit geben, sich als treu und standhaft zu beweisen bis zum Tode. „Bis zum Tode“, wie Phil. 2, 8, „bis zum Tode am Kreuz“, wird nicht bloß der zeitliche Zielpunkt bezeichnet, sondern die höchste Spitze, der höchste Grad. Hier eine Treue in dem Maß und Grade, daß sie auch im Tode besteht, wie dort bei Christo ein Gehorsam von solcher Höhe, der auch nicht versagte und zurückschreckte vor dem

schmachvollen Tode am Kreuz. Wer bis zum Tode getreu ist, hat die Anforderung der Treue vollständig erfüllt; denn mit dem Tode hört diese Anforderung auf. Halte die Treue! Dann soll der Tod dir auch keinen Schaden, sondern ewigen Gewinn bringen. „Sei getreu bis zum Tode, und ich werde dir die Krone des Lebens geben.“ Die Krone des Lebens, Genitiv der Apposition. Das Leben, das ewige Leben, das Leben für den Tod, das ist eben die Krone. Die Krone ist die Siegerkrone für den Überwinder, wie der nächste Satz zeigt. Die werde ich dir geben, ich, der sie erworben und verheissen hat, ich, der tot war und lebendig ist, der der Erste und Letzte ist, der Heiland und der Richter, der überhaupt zu geben hat im Reiche Gottes. Da ist doch der Tod nicht zu fürchten, wo er Durchgang zu so herrlichem Leben ist. Da ist es wohl geraten, treu zu sein bis zum Tode. Diese Verheissung ist allgemein gemeint, allen, die die Erscheinung des Herrn liebhaben, 2 Tim. 4, 8. Da soll jeder, der ein Ohr, Gehör hat und hören kann, ja hören, was der Geist den Gemeinden allen, zu aller Zeit und an allem Ort sagt. „Wer siegt, überwindet, dem wird durchaus kein Leid werden von dem zweiten Tode.“ Der zweite Tod wird 20, 14; 21, 8 erklärt durch den Feuersee, die Hölle. In der Schrift ist der Ausdruck unserm Buche eigentlich, ist aber der jüdischen Theologie nicht unbekannt, wie: improbi moriuntur morte secunda et adjudicantur Gehennae. Der Tod, den die Bösewichter unter Gottes Verhängnis euch antun können, ist nur ein solcher, da sie den Leib töten und die Seele nicht mögen töten. Der zweite Tod ist der, da Leib und Seele verderbt wird in die Hölle, Matth. 10, 28. Der Tod soll euch nicht anrühren, sondern ich gebe euch das ewige Leben, Joh. 10, 28. „Gott Lob, wir sind versöhnt! Daß uns die Welt noch höhnt, Währt nicht lange; Und Gottes Sohn hat längstens schon Uns beigelegt die Ehrenkron.“

Das Schreiben nach Pergamus.

2, 12—17.

Pergamus oder Pergamum in Mysien war eine altberühmte Bergfestung auf dem nördlichen Ufer des schiffbaren Kairos, etwa drei Meilen vom Strande des Ägäischen Meeres entfernt. Durch das Testament des letzten, kinderlosen Königs Attalus war der reiche Staat den Römern zugefallen. Pergamus war eine der herrlichsten Städte Kleinasiens, berühmt durch ihre stattliche Bibliothek und die Erfindung des Pergaments, lebhaft durch Handel und Industrie, obwohl der Sitz des römischen Statthalters von Asia nach Ephesus verlegt wurde. Besonders war Pergamus berühmt als Hauptstätte des Askulapfultus, durch seinen Askulaptempel, der als Asyl galt, der viel besucht wurde und an Ruhm mit dem Dianatempel zu Ephesus und dem Heiligtum des Apollo zu Delphi wetteiferte. Von der christlichen Gemeinde in Pergamus haben wir in der Apokalypse die älteste Kunde. Das Sendschreiben an sie enthält „mehr Lob als Tadel; nur wenig nicht ganz so, wie es sein sollte.“

Die Gemeinde ist unter den schwierigen Verhältnissen, worin sie lebt, ausgezeichnet treu. Dennoch gibt es auch dort Bileamiten-Umfug, wogegen gewarnt und der Warnung eine Drohung beigefügt wird". (Büllig.)

„Dem Engel der Gemeinde zu Pergamus schreibe: Das sagt, der da hat das scharfe, zweischneidige Schwert.“ Dieses Prädikat ist aus 1, 16. Diese Bezeichnung Christi zielt auf die Drohung in W. 16. Die Schärfe dieses Schlachtschwerts sollen die Unbußfertigen erfahren, wie auch die äußerer Feinde der Gemeinde. „Ich weiß, wo du wohnest, da des Satans Stuhl ist.“ Der Herr urteilt rücksichtsvoll und gerecht. Wenn er an seine Gemeinde in Pergamus denkt und über sie urteilt, dann weiß und bedenkt er und nimmt Rücksicht darauf, welch schweren Stand sie hat. Die schwierigen Verhältnisse schreiben sich her von dem Ort, wo sie wohnt. Das ist ein Ort, wo der Thron des Satans ist, das Satansregiment seinen Sitz hat. Was heißt das? Hengstenberg hält dafür, daß Pergamus so genannt werde als ein Hauptstuhl der Christenverfolgungen oder vielmehr als der Hauptstuhl in Asien. Denn als Urheber der Verfolgung ist der Satan noch in W. 10 vorgekommen, und in gleicher Beziehung wird des Thrones des Satans auch in 13, 2 gedacht. „Weshalb aber gerade in Pergamum sich die verfolgende Bosheit konzentrierte, läßt sich nicht mit Sicherheit ausmachen. Man hat den Grund darin gesucht, daß in Pergamum der Sitz eines Obergerichts war. Allein damit reicht man nicht aus, denn auch andere bedeutende Städte Asiens hatten ein solches Obergericht. Man hat gemeint, Pergamum sei dem Götzendienst über alle Maßen vor allen Städten Asiens ergeben gewesen. Allein dafür fehlt es an jedem Beweise, trotzdem daß zu Pergamum ein berühmter Tempel des Askulap war. Um einfachsten wird man den Grund in einzelnen Persönlichkeiten suchen, die von heidnischem Fanatismus besonders stark erfüllt waren, wie ja auch in dem Vorhandensein und dem Fehlen bedeutender von dem Geiste Christi durchdrungener Persönlichkeiten der Grund der inneren Unterschiede in den Gemeinden Asiens zu suchen ist.“ Düsterdieck urteilt: „Durch nichts indiziert ist die Meinung, daß in Pergamus als dem Hauptstuhl des Kultus des Askulap, dessen Symbol die Schlange war, des Satans Thron gefunden werde. Denn wenn Johannes den Askulap um seiner Schlange willen hätte bezeichnen wollen, so würde das mindestens durch den Ausdruck ho thronos tou drakontos angezeigt sein.“ Oder ob Pergamus so heiße wegen seiner ausgezeichneten Blüte des Götzendienstes überhaupt oder als Wohnort der Heiden und der Nikolaiten oder als Sitz des Obergerichts oder wegen einzelner besonders feindseliger Personen — „das alles ist nicht zu entscheiden“. Bahn hält energisch dafür, daß gerade der Tempel und Kult Askulaps es war, der Pergamus den Namen „Thron des Satans“ einbrachte. Der Ausdruck: „wo der Satan wohnt“, zeige, daß nicht von etwas Außerlichem die Rede sei, etwa von einem prominenten Tempel oder Kunstwerk, sondern von einer

Einrichtung oder einem Gebrauch, der da im Schwange ging und in dem die Christen eine auffällige Verkörperung und Ausübung der Wirklichkeit des Satans erblickten. Dies war der Grund für den Märthertod des Antipas und die stehende Gefahr für die Bekennner Christi. Es kann kaum bezweifelt werden, daß der Verfasser den Kult des Askulap, des Gottes der Heilung, meinte, der da im Schwange ging wie sonst nirgends. Die Schlange, die den Christen seit dem Sündenfall als ein Abbild des Satans galt, war auch das Hauptinnbild Askulaps. Sein Hauptbeiname war soter, auch soter ton holon. In Pergamos vereinigte er in sich die Namen und den Dienst aller Götter; er wurde auch mit dem Kaiser identifiziert. Es war daher unvermeidlich, und die Tatsache ist geschichtlich bezeugt, daß er, mehr als irgendeiner der vorgeblichen Söhne Gottes, als eine teuflische Karikatur des wahren Gottessohnes und des soter tou kosmou erschien. Unter Diokletian verfertigten christliche Steinhauer nicht nur Säulen und Bäder, sondern auch ohne besondere Gewissensbisse Sieges- und Liebesgöttinnen, ja sogar den Sonnengott auf seinem Wagen. Aber sie weigerten sich unbedingt, eine Bildsäule des Askulap zu machen. Dafür wurden sie getötet als Anhänger des Antipas von Pergamus. Wie leicht konnte es da sich ereignen, daß im täglichen Leben oder bei der Feier des Festes des Askulap die Christen mit der heidnischen Bevölkerung in Konflikt kamen, und daß ein Christ, der seinen Abscheu an einem solchen Kult aussprach, von den fanatischen Verehrern seiner Gottheit getötet wurde! Antipas wurde jedenfalls nicht auf das Urteil eines Gerichts, sondern von einem wütenden Pöbelhaufen erwürgt. Dass die Juden jener Zeit es verstanden, durch ihre Lästerungen die Heiden gegen die Christen aufzuheben, ist ja bekannt.

An einem so bösen Ort, unter so schwierigen und gefährvollen Verhältnissen, lebt die dortige Christengemeinde. Das weiß der Herr. Und deswegen wiegt sein Lob um so schwerer, wenn er sagt: „Und“ (dabei, trotzdem) „hältst du fest an meinem Namen und hast meinen Glauben nicht verleugnet, und in den Tagen war Antipas mein treuer Zeuge, der bei euch getötet wurde, wo der Satan wohnt.“ Du hältst fest an meinem Namen, wie du mich kennst, wie ich mich geoffenbart habe. Krateis, im Präsens; das tuft du bis auf diese Stunde. Du hast meinen Glauben nicht verleugnet. Die grammatische Härte löst sich am leichtesten so auf, wie wir übersetzt haben; dann ist nur ein „war“ zu ergänzen. Es ist zweckvoll, daß das Lob der Gemeinde noch gehoben wird durch den beigefügten Umstand, daß ein Zeuge in den Tagen, da die ganze Gemeinde treu zeugte, selbst bis zum Tode treu war. Über den Märthrer Antipas ist nichts Historisches bekannt. Nach der gewöhnlichen Annahme soll Antipas Eigename eines Mannes sein, der in der damaligen Verfolgung hingerichtet wurde. Man hat dagegen erinnert, daß alle andern Namen in der Apokalypse symbolischen Charakter tragen. Aber da geht dann die willkürliche Raterei los. Man hat

erklärt: Antipas heißt einer, der gegen alle ist, und hat auf Timotheus geraten, der als ein Fürchtegott auch ein Gegenall sein müsse. Man hat auch Antipas gedeutet = Anti-papa. Coccejus wollte in dem Antipas den Bekänner des Athanasianums finden, indem Antipas gleich isopatron, dies aber gleich homoousion sei. Bitringa fügte noch hinzu, daß das mystische Pergamos, wo dieser mystische Antipas getötet worden sei — nämlich wiederum mystice, durch Verbannung oder überhaupt durch Verhinderung am Bekenntnis —, Alexandrien, der Sitz des Athanasius, sei. Kein Wunder, daß man am liebsten es dabei bewenden läßt: Antipas war eben Antipas. — So hat also die Gemeinde das schönste Lob der Treue im Bekenntnis bis zum Tode.

Doch hat der Herr auch an dieser Gemeinde zu klagen und zu rügen: „Aber ich habe weniges wider dich, daß du dort [Leute] hast, die an der Lehre Bileams festhalten, der den Balaf lehrte, ein Ärgernis aufzurichten vor den Kindern Israels, Gözenopfer zu essen und Hurerei zu treiben. So hast auch du [Leute], die in gleicher Weise an der Lehre der Nikolaiten halten; das hasse ich.“ Der Tadel betrifft eine Laxheit des Engels im Vorgehen gegen die falschen Lehrer. Bengel: „Damit wird angezeigt, daß, wenn der Engel der Gemeinde das Seine getan hätte, die ärgerlichen Bileamiten entweder nicht aufgekommen oder wirklich wieder gedämpft worden wären. O wenn ein Vorsteher heutzutage gedenkt, was er für Leute hat, so sollte er erschrecken.“ Das „ein Kleines“ mildert den Tadel. Der Plural *oliga* steht nicht deshalb, weil die Duldung der Irrlehrer für mehr als ein Mangel angesehen werde, sondern bezeichnet, ohne die Vorstellung der Wahrheit als solche zu markieren, in einer gewissen abstrakten Weise nur den allgemeinen Begriff „weniges“. Erst das Folgende zeigt, daß in der Tat nur eine einzige Sache gemeint sei. Als gering wird aber der Gegenstand der Rüge bezeichnet, nicht in einer Litotes (graviter de te conqueror), auch nicht mit Rücksicht auf die Versöhnung (die Sünden seien greulich genug, aber Christi Gnade und Vergebung mache sie dem treuen Engel klein), sondern weil die Gemeinde nicht sowohl selbst von den Irrlehrern angesteckt war, als vielmehr nur gewisse Anhänger derselben unter ihren Mitgliedern zählte (Düsterdiek). Das *eccheis* ist nicht gleich *anecheis*, *toleras*, enthält aber nach dem Zusammenhang die Nebenvorstellung, daß der unbeirrte eigentliche Kern der Gemeinde in der Zurechtbringung der Abirrenden läßig gewesen sei; jedenfalls wird die Gemeinde als solche und der Gemeindeengel dafür, daß sie die nikolaitischen Irrlehrer überhaupt noch in irgendeiner Weise „hat“, verantwortlich gemacht. Denn der rechte Glaube ist seiner Natur nach exklusiv gegen die Irrlehre. Die Irrgeister werden beschrieben als Leute, die an der Lehre Bileams hielten. Und Bileams Treiben wird so geschildert, daß er den Balaf lehrte, Ärgernis aufzurichten, ihnen Anstoß und Veranlassung zum Fall und zur Verführung gab. Worin oder wozu er sie verführte, war das Essen der Gözenopfer und das Hurereitreiben, also heidnischer Gözen-

dienst, zu dessen Ausrichtung auch grobe unzüchtige Gebräuche gehörten. Das lehrte Bileam den Balak. Die minder bezeugte Lesart en to Balak übersezt Luther „durch den Balak“, die Weimarsche Bibel mit: „im Balak“, in dem Stück der Bücher Mosis, welches die Parasche Balak heißt. Der Dativ „dem Balak“ ist nicht für eine ungewöhnliche Konstruktion statt des Akkusativ zu halten, sondern für einen dativus commodi, dem Balak zu Dienst und Gefallen. Schon Bengel hat darauf aufmerksam gemacht, daß dieser dativus commodi in der Geschichte Bileams besonders häufig vorkomme: „Verfluche mir das Volk“ usw. Auch im Briefe Juda wird von diesen Irrgeistern gesagt: „Sie fallen in den Irrtum des Balaam um Genießes willen.“ 4 Mos. 25, 1 wird die Sürerei der Israeliten mit den Töchtern der Moabiter, die sie zu den Opfern ihrer Götter einluden, gemeldet, und 31, 16 wird das auf „Bileams Rat“ zurückgeführt. V. 15 wird die nikolaitische Unart mit dem Vorbilde der bileamitischen Sünde verglichen. So wie unter der alten Gemeinde die Bileamiten waren, so hast auch du deine Nikolaiten, die dieselben Ärgernisse und Verführungen verbreiten. Der Herr hat gedroht: er kommt mit dem Schwert, der Bileamsschuld wird die Bileamstrafe folgen. Bei diesen Wüstlingen ermahnt Judas seine Christen: „Haltet diesen Unterschied, daß ihr euch etlicher erbarmt, etliche aber mit Furcht selig macht und rückt sie aus dem Feuer und hasset den bekleckten Rock des Fleisches“, 22. 23. Das sind schmutzige Gesellen, die man mit der Zange anfassen muß. Rettet, was zu retten ist, reißt sie gleichsam gewaltsam aus dem Feuer, haft auch den vom Fleische her bekleckten Rock; an ihren Kleidern haftet der Schmutz von ihrem hurerischen Treiben; hütet euch, daß ihr nicht durch Verührung von ihnen selbst verunreinigt werdet! An diesem verabscheuenden Ernst hat der Engel und seine Gemeinde es fehlen lassen. Deswegen werden sie aufgefordert, Buße zu tun, mit der Drohung: „Wo aber nicht, dann komme ich dir schnell und werde Krieg mit ihnen führen mit dem Schwert meines Mundes.“ Ich werde „dir“ kommen. Weil der Engel nicht mit Paulo sagen kann: „Darum bezeuge ich euch an diesem heutigen Tage, daß ich rein bin von aller Blut“, Apost. 20, 26, deswegen kommt der Herr ihm, der Herr wird selbst dazwischenfahren mit seinem Schlachtschwert, das V. 12 aus seinem Munde fährt. Die Weimarsche Bibel erklärt das: „Ich werde durch solchen neuen, eifrigeren Lehrer mit meinem Wort wider sie streiten und, wo sie sich nicht bekehren, sie töten mit dem Odem meiner Lippen, gleichwie der Engel des Herrn dem Bileam mit einem bloßen Schwerte widerstund, 4 Mos. 22, 22. 23, und er hernach mit dem Schwert getötet wurde, 4 Mos. 31, 8.“ Das letztere ist jedenfalls hauptsächlich gemeint: der Herr will nicht sowohl mit seinem Worte sie strafen, als mit seinem Gericht und zumal mit seiner Parusie ihnen den Garous machen. Bengel: „Wenn die Menschen, sonderlich Vorsteher, das Böse bestrafen, so ersparen sie es dem Herrn Jesu, daß

er nicht straft; wenn aber die Menschen hinlängig und kaltsinnig sind, da kommt der Herr Jesus desto schärfer."

Den Treuen wird Verheilzung gegeben, und die ist allen Gemeinden vermeint. „Wer ein Ohr hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt. Dem Überwinder werde ich zu essen geben des verborgenen Mannna und werde ihm geben einen weißen Stein; und auf den Stein einen neuen Namen geschrieben, den niemand weiß außer dem, der ihn bekommt.“ Die genauere Erklärung des einzelnen hat viel Schwierigkeit gemacht. Das Richtige, alles, was wohl zu sagen ist, hat Düsterdieck: „Ganz ungehörig ist in betreff des verborgenen Mannna die Erinnerung an die jüdische Meinung, daß vor der Zerstörung des Tempels durch Nebukadnezar der Prophet Jeremias oder der König Josias die Bundeslade samt den darin enthaltenen Heiligtümern gerettet und verborgen habe, und daß erst der Messias bei seiner Erscheinung dieselbe wieder an das Licht bringen werde. Falsch ist die Ansicht, daß Christus selbst das verborgene Mannna sei (Joh. 6). Christus gibt dasselbe. Vielmehr, wie der Sieger insbesondere auch darin sich bewährt hat, daß er der Versuchung, von dem Gözenopfer zu essen, widerstanden hat, so erhält er einen entsprechenden Lohn, indem der Herr himmlische, göttliche Speise darreicht, nämlich Mannna, Himmelsbrot (Ps. 78, 24; 105, 40), eine solche Speise, welche, ähnlich der Frucht vom Baum des Lebens, V. 7, das himmlische, selige Leben nähren wird. Verborgen ist dies Mannna, weil es erst in der zukünftigen Herrlichkeit offenbar werden wird, indem es genossen wird.“ Bengel: „Über diesem Himmelsbrot sollte man den Appetit zum Gözenopfer verlieren. In der Welt sind die Menschen auf mancherlei Weise vorwichtig, daß man auch dieses und jenes versuchen und erfahren möchte; wer aber sich, in der Verleugnung seiner selbst, der Fleischesweide, begibt, der bekommt hingegen in geistlichen, himmlischen, übernatürlichen Dingen vieles zu kosten, wobei hernach andere zurückstehen müssen.“ Auch Hengstenberg will das Mannna mit auf das gegenwärtige Leben beziehen. Er sagt: „Die Schrift weiß nichts von einem absoluten Gegensatz des Diesseits und des Jenseits. Nach ihrer Ansicht wird überall dort nur vollendet, was hier begonnen worden, und nur wer hier bereits hat, dem wird dort gegeben werden. Den Vorschmack dieses verborgenen Mannna haben die Gläubigen schon in diesem Leben.“

Ebenso hat die nächste Verheilzung des weißen Steines und des darauf geschriebenen neuen Namens mancherlei Deutungen erfahren, besonders wenn man die zwei Dinge, den Stein und die Aufschrift, trennte und jedem eine separate Bedeutung gab; da hat man schier alles geraten, was man von einem Gebrauch des weißen Steines bei Juden, Griechen und Heiden überhaupt wußte, und dann bei dem Namen wieder so. Ohne allen Grund ist die Erklärung des N. de Lhra, nach welcher der weiße Stein der verklärte Leib sei und der darauf ge-

schriebene neue Name besagen soll: der so Ausgezeichnete wird der Bürgerschaft des Himmels beigeschrieben. Im Anschluß an die Erwähnung des Manna suchte man auch die Erklärung des weißen Steines in der jüdischen Fabel, daß in der Wüste neben dem Manna auch Edelsteine und Perlen sich gefunden hätten; oder man dachte auch an den zur Zeit der Mannaspendung geordneten Schmuck des Hohenpriesters, der auf zwölf Edelsteinen — die aber nicht psephos heißen — die Namen der Stämme Israels trug, so daß hier also die priesterliche Würde der vollendeten Sieger angedeutet werde. Andere haben die heidnischen Sitten durchsucht, z. B. daß die Sieger bei den Nationalspielen zu festlichen Mahlzeiten geführt und sonst mit mancherlei Gütern belohnt wurden. Die römischen Kaiser richteten gleichfalls derartige Feiern ein, bei welchen die Sieger in die Vaterstadt einzogen und dann die ausgesetzten Belohnungen empfingen. Titus pflegte sogar hölzerne Kägelchen in die Arena zu werfen, auf welchen Anweisung zu Nahrung, Kleidung, Geld usw. geschrieben war; der Kämpfer erhielt dann, was die von ihm erbeutete Anweisung besagte. Hiernach erklärte man den weißen Stein als die Anweisung auf den himmlischen Lohn, als „Einzahlbillett“ zu der himmlischen Mahlzeit. Andere erinnerten an den Gebrauch des Loses bei den Juden oder an den Gebrauch der Griechen und Römer, welche mit weißen Steinchen oder Bohnen, auf die man Namen schrieb, eine Wahl veranstalteten. Noch andere verglichen den klassischen Gebrauch, mit weißen Steinchen ein günstiges Urteil im Gerichte abzugeben; das sollte die Freisprechung, die Rechtfertigung oder den besiegenden Spruch Christi bezeichnen. Düsterdieck: „Aber gegen alle jene bestimmten antiquarischen Beziehungen spricht der entscheidende Umstand, daß die Darstellung unserer Stelle mit keiner einzigen derselben wahrhaft übereinstimmt. Richtig sagt Hengstenberg und schon Bengel: „Das hier in Betracht kommende Moment ist allein das, daß man im Altertum manches auf kleine Steine schrieb.“ Dabei behält die weiße Farbe des dem Sieger gegebenen Steins, die an sich selbst den Glanz des Sieges abbildet und dem reinen Wesen der Seligen im Himmel entspricht, ihre volle Bedeutung. Was aber dem weißen Stein eigentlich erst seinen Wert gibt, ist die Inschrift, die er trägt. Christus gibt dem Sieger einen neuen Namen auf den Stein geschrieben, einen Namen, den niemand weiß, als wer ihn empfängt. Teils nach dem Vorbilde der altprophetischen Verheißung eines neuen Namens (Jes. 62, 2; 65, 15), teils nach Analogie von 19, 12, wo von dem eigenen Namen Christi die Rede ist, teils nach Maßgabe der Bestimmung: Niemand kennt den Namen usw., kann der auf den gegebenen Stein geschriebene neue Name keinesfalls der Name Gottes sein. Die Vorstellung in 3, 12; 14, 1 ist ganz anderer Art. Auch die Meinung, daß der Stein die Inschrift: „Gotte und dem Lamm heilig“ trage, welche neu heiße im Gegensatz zu dem alten jüdischen Glauben an Gott ohne das Lamm, ist abzuweisen. Den obigen Namen entspricht allein die

von den meisten Auslegern vertretene Ansicht, nach welcher von des Siegers eigenem Namen die Rede ist. Neu ist der Name, weil er die neue, das heißt, erst in dem zukünftigen Leben offenbar werdende (1 Joh. 3, 2; 1 Kor. 13, 9 f.) Herrlichkeit der Gläubigen bezeichnet; und nur der denselben Empfangende kennt ihn, weil — wie ähnlicherweise schon in diesem Leben der Fall ist — das Wissen von der Seligkeit des ewigen Lebens nur in der eigenen Erfahrung sich erschließt. Wie aber jener neue Name lauten werde, darf dem Texte gemäß nicht einmal gefragt werden. Die von den meisten gegebene Antwort, daß filius Dei oder electus der Name sei, trifft nur insofern zu, als darin der allgemeine Inhalt der christlichen Hoffnung ausgedrückt ist, Röm. 8, 17; 1 Joh. 3, 2.“ Hengstenberg: „Das Wort ‚neu‘, neuer Name, neues Lied, neuer Himmel, neue Erde, neues Jerusalem, alles neu, hat einen süßen Klang für die, auf welchen das Alte mit schwerem Druck lastet. Der neue Name ist aus Jes. 62, 2: ‚Und es sehen Heiden deine Gerechtigkeit und alle Könige deine Ehre, und genannt wirst du mit einem neuen Namen, den der Mund des Herrn aussprechen wird‘; vgl. 65, 15: ‚Und seinen Knechten wird er einen andern Namen geben.‘ Es ist hier wie an der Grundstelle kein bestimmter Name gemeint, sonst würde er eben genannt worden sein. Es genügt, daß der Name ein neuer, daß er viel herrlicher ist als der frühere, daß der Zustand, den er bezeichnet, mit dem früheren voll von Trübsal, Hunger, Durst, Hitze und Tränen nichts gemein hat. Parallel ist 3, 12: ‚Und ich werde schreiben auf ihn den Namen meines Gottes und den Namen der Stadt meines Gottes, des neuen Jerusalems, und meinen Namen, den neuen.‘ Dort, wem der Sieger in der neuen Ordnung der Dinge angehört, hier der neue Name, den er selbst erhält. In 1 Joh. 3, 2 wird der neue Zustand, den der neue Name ausdrückt, mit den Worten bezeichnet: ‚Wir wissen aber, daß, wenn es erscheinen wird, wir ihm ähnlich sein werden; denn wir werden ihn sehen, wie er ist.‘ Den neuen Namen kennt niemand, denn der ihn empfängt. Das ist ein Geheimnis unendlich trefflicher als die geprägten und doch so fadten Geheimnisse der Nikolaiten. Entsprechend ist der Name Christi, den niemand kennt als nur er selbst, in 19, 12. Auch nach 1 Joh. 3, 1, 2 ist der selige Stand der Christen, der gegenwärtige und noch viel mehr der zukünftige, der Welt unverständlich, die bei aller ihrer gerühmten Erkenntnis doch so wenig weiß, die weder Gott kennt, Joh. 15, 21, noch Christum, Joh. 16, 3, noch seine Gläubigen.“

Das Schreiben nach Thyatira.

2, 18—29.

Thyatira war in dem letzten Jahrhundert der römischen Republik und in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit eine der blühendsten griechischen Städte im nördlichsten Teile der in älterer Zeit Lydien genannten kleinasiatischen Landschaft. Als ein wichtiger Platz der römi-

schen Provinz Asia, über den die Römer in der Kaiserzeit die Heerstraße von Pergamon nach Sardes führten, war sie einer der Münzorte, wo die Landesmünzen geprägt wurden. In Sitte, Brauch und Freude an theatralischen und athletischen Spielen vollständig hellenisch, waren ihre Einwohner besonders berühmt durch ihre Purpurfärberei und -weberei. Die fromme Purpurhändlerin Lydia, Apost. 16, 14, stammte von hier. Von einer christlichen Gemeinde des Orts haben wir in der Apokalypse die erste Nachricht.

„Und dem Engel der Gemeinde in Thyatira schreibe: Das sagt der Sohn Gottes, der Augen hat wie Feuerflammen, und seine Füße sind ähnlich dem Messing.“ Der Herr, der 1, 13 einem Menschensohne gleich erscheint, ist, wie die ganze Schilderung im 1. Kapitel ergibt, der Sohn Gottes. Hier nennt er sich geradezu mit dem Namen seiner Majestät. Durch die Beschreibung seiner Augen und Füße wird er als der strenge und untauschbare Richter gekennzeichnet. Den Augen kann nichts entgehen und verborgen bleiben oder sie täuschen; und wo diese feuerglühenden Füße hertreten, 1, 15, vertilgen sie alles Leben. „Ich weiß deine Werke und deine Liebe und deinen Glauben und deinen Dienst und deine Geduld und deine Werke, die letzten mehr als die ersten.“ Die Werke, die rührige Tätigkeit der Gemeinde, werden zuerst genannt, dann vier Betätigungen, dem allgemeinen Begriff untergeordnet. Die agape, weil sie ohne nähere Bestimmung ist und voransteht, ist ganz allgemein die Liebe zu Gott und den Brüdern. Die pistis, der Glaube, diese Fundamentaltugend. Die diakonia, die Dienstleistung gegen alle Hilfsbedürftigen, insbesondere die Armen. Die hypomone, die Standhaftigkeit, das geduldige Ausharren und Ertragen der Anfeindungen von Seiten der argen Welt. Und dazu noch zu dem Ganzen: „Das letzte mehr als das erste.“ Die Redensart ist das Gegenteil von Matth. 12, 45: „Es wird danach mit demselben Menschen ärger denn vorhin“; desgleichen 2 Petr. 2, 20. Hier ein stetiges Wachsen und Zunehmen, das sich selbst nicht genug tun kann. Wie der Gemeinde in Ephesus ein Rückschritt, ein Verlassen der ersten Liebe, vorgeworfen wurde, sie hat bessere Zeiten gesehen und hat den früheren blühenden Zustand nicht aufrechterhalten, so wird an dieser nur blühendes, erfreuliches Wachstum konstatiert und gelobt. Das weiß und sieht der Herr wohl, bemerkt es mit Wohlgefallen und vergibt es seiner Gemeinde nicht.

Aber der Herr hat an ihr eins auszufüßen; es ist derselbe eine Mangel, den er an der Gemeinde zu Bergamum tadelte: der mangelnde Ernst in der Bekämpfung der falschen Lehre. Und zwar ist die Verführung auch dieselbe, die in jener Gemeinde grässigte. „Aber ich habe wider dich, daß du lässest das Weib Isobel, die da spricht, sie sei eine Prophetin, und lehrt und verführt meine Knechte, Hurerei zu treiben und Gözenopfer zu essen.“ Also dieselben Stücke der Verführung, die vorher den Nikolaiten zur Last gelegt wurden. Die betreibt hier be-

sonders ein Weib mit Namen Isobel. Manche haben Isobel für eine symbolische Bezeichnung genommen und darunter das ganze Judentum oder die ganze jüdische Synagoge verstanden. Aber der Irrwahn, der den Nikolaiten zugeschrieben wurde, war gar kein jüdischer, sondern ein heidnischer Wahn, eine libertinische Sekte, ein Einschwärzen des Heidentums in die christliche Gemeinde. Jedenfalls hieß das Weib nicht Isobel, sondern der Name der alten Isobel, des Weibes Ahabs, der Verfolgerin und Mörderin der Propheten Gottes, gab, wie vorher Bileam, den Typus für das schändliche Treiben der Nikolaiten. Von Ahab heißt es, daß er „mehr tat, den Herrn, den Gott Israels, zu erzürnen, denn alle Könige Israels, die vor ihm gewesen waren“, 1 Kön. 16, 33. Das wird 1 Kön. 21, 25 darauf zurückgeführt: „Denn sein Weib Isobel überredete ihn also.“ Von ihrer Hurerei und Bauberei, die immer größer wird, weiß Jehu zu sagen, 2 Kön. 9, 22. Wir haben uns unter Isobel nicht ein Kollektivum zu denken, etwa wie Hengstenberg „die personifizierte Ketzerei“. Die Beschreibung deutet etwas Individuelles an, ein bestimmtes Weib. An die Ehefrau des Bischofs ist nicht zu denken. Aus textkritischen und exegetischen Gründen ist die Lesart ohne sou vorzuziehen, die viele Minuskeln haben. Zahn will gerade diese Lesart festhalten und meint, gerade so passe der Typus der alten Isobel. Isobel, die phönizische Königstochter, das Weib des schwachen Königs Ahab, die den mit Unzucht gepaarten Baalsdienst einführte und selbst der Hurerei geziichtet wird, sei ein passender Typus, eines Bischofs Weib zu beschreiben, das die Lehren der Nikolaiten fördere, ohne Skrupel Unzucht und Teilnahme an heidnischen Opferfesten empfehle und selbst Hurerei treibe. Isobel bezeichnet irgendein Weib, welches unter dem Vorgeben, eine Prophetin zu sein, die nikolaitischen Lehren geltend mache und eben deshalb als eine neue Isobel bezeichnet wurde, wie vormals Ahabs Weib in der alttestamentlichen Gemeinde durch Einführung des Baalsdienstes und durch Hurerei, die mit dem Baals- und Astartedienst verbunden war, das schwerste Ürgernis gab. Das wird dem Engel vorgeworfen, daß er dieses Weib gewähren ließ. Apheis wird durch die Variante eas richtig erklärt. Er hätte ihr das schändliche Handwerk legen können und sollen. Bengel bemerkt zur Charakterisierung dieses Engels: „Es gibt Leute, die eine herzliche Liebe zum Guten haben und sich mit alle dem, was läblich ist, einlassen, sich dessen freuen und dem Herrn Jesu für ihr Teil alles zu Gefallen tun. Aber das Böse kann ihrethalben seinen Fortgang haben.“ Er kontrastiert diesen Engel mit dem der Gemeinde zu Ephesus: „Jener konnte die Bösen nicht tragen und häfzte die Werke der Nikolaiten, verließ aber die erste Liebe und die ersten Werke. Dieser aber war liebreich und hatte immer völlige Werke, widerstand aber dem Bösen nicht mit gehörigem Nachdruck. Jenem, nicht diesem, wird ein Fall verwiesen und Buße befohlen, wiewohl der Herr wider beide etwas hat.“ Tatsache ist: Buße befiehlt der Herr beider, und daß er den Engel zu Ephesus härter

ansatz und mit Verwerfung droht, kommt daher, daß das Verlassen der ersten Liebe ein so tiefgehendes Übel ist und die ganze Gemeinde davon angekrankt war, daß nicht viel mehr als der äußere energische Schein übrigblieb. Hier ist nicht die ganze Gemeinde ein gottloses Nikolaiten-nest, aber sie duldet ein solches Nest in ihrer Mitte und stört und zerstört es nicht genügend in göttlichem Eifer. Deswegen droht der Herr, daß er in seinem Eifer zwischen sie fahren und die Verführer selbst heimsuchen werde. Er hat schon die einleitenden Schritte getan und Geduld und Langmut geübt. „Ich habe ihr [der Isabell] Zeit gegeben, daß sie Buße tun solle, aber sie will nicht Buße tun für ihre Hurerei.“ Sie mißdeutet, mißbraucht und verachtet den Reichtum der Güte, Geduld und Langmäßigkeit Gottes und bedenkt nicht, daß Gottes Güte sie zur Buße leitet. Da muß der Herr andere, unmizverständliche Saiten aufzischen. „Siehe, ich werfe sie in ein Bett, und die mit ihr Hurerei getrieben haben, in große Trübsal, wenn sie nicht werden Buße tun für ihre Werke, und ihre Kinder will ich zu Tode schlagen.“ Sie selbst, die Verführerin, soll vor allen Dingen dem Herrn in die Hände fallen und alle, die mit ihr gemeinsame Sache gemacht haben. Das soll aber kein Lust- und Hurenbett sein, wie sie sich's vorstellt und wünscht; im paradiesischen Satz wird ohne Bild gesagt: „in große Trübsal“. Sie soll erfahren, was es heißt, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen. Ihre Kinder sind natürlich nicht ihre und des Bischofs Kinder, sondern Kinder der Hurerei, ihres hureischen Treibens, zumal ihrer geistlichen Hurerei, also ihre Verführten und Beförten. Die will der Herr zu Tode schlagen. Wenn man das Bild von dem Bette überhaupt deuten will, da zählt Calov solche Deutungen auf: Verstoßung in die Hölle, Kriege oder auch Sicherheit und Straflosigkeit beim Sündigen, die sie dann um so kühner macht und das Gericht um so furchtbarer. Gewöhnlich deutet man: sie sollen vom Greuelbette auf ein schmerzliches Siechbett kommen. Der Herr wird so augenscheinlich und handgreiflich eingreifen, daß „alle Gemeinden erkennen sollen, daß ich der bin, der Nieren und Herzen erforschet und euch geben werde einem jeden nach seinen Werken“. An den Verführern wird der Herr ein Exempel statuieren, und das wird dazu gereichen, daß die andern sich fürchten und den Gott scheuen, der sich als gerechter Richter der ganzen Welt erzeigt. Der Gemeinde selbst, die sich mit der greulichen Verführung nicht befleckt hat, sagt der Herr zum Troste und zur Ermunterung: „Euch aber sage ich, den übrigen in Thyatira, allen, die ihr diese Lehre nicht habt, die ihr nicht erkannt habt die Lüsten des Satans, wie sie sagen: ich werfe nicht auf euch eine andere Last. Aber was ihr habt, das hältet, bis daß ich komme.“ Diese Rede gilt den übrigen zu Thyatira, der Gemeinde, abgesehen von den Nikolaiten, den faulen Gliedern. Sie haben jene Lehre nicht, haben sie nie angenommen und wollen das auch nicht tun. Die Lehre ist ihnen fremd geblieben, sie kennen sie nicht aus Erfahrung. Sie kennen diese Lüsten Satans nicht. Streitig

ist, ob das Subjekt in hos legousin zu suchen ist, „die übrigen“, oder ob es die Nikolaiten sind. Jedenfalls die Nikolaiten; so erscheint der Ausdruck „Tiefen des Satans“ auch weit schlagender. Jedenfalls ist das „die Tiefen“ direkte Rede der Nikolaiten, während die weitere Bestimmung „des Satans“ als Zusatz des redenden Herrn zu fassen ist. Die Meinung ist: sie reden von Tiefen und Geheimnissen, die sie ergründen und lehren. Aber das sind nicht göttliche Tiefen (1 Kor. 2, 10) und Geheimnisse, sondern damit narrt sie der Teufel. So Bengel: „Die falschen Lehrer sagten, das, was sie lehrten, wären tiefe Dinge. Dies gesteht der Herr, aber mit dem Beifügen, es seien keine göttlichen, sondern satanische Tiefen; eben wie er den Juden den Namen einer Synagoge, aber einer satanischen Synagoge, läßt, V. 9.“ Andere Ausleger halten den ganzen Ausdruck „Tiefen des Satans“ für direktes Zitat. So Hengstenberg: „Die Gnostiker führten, wahrscheinlich ausgehend von 1 Kor. 2, 10, stets die Tiefe im Munde, versprachen überall, in die Tiefen einzuführen, bei dem Satan nicht weniger als bei Gott. Aber nur beim Satan gelang es ihnen in gewisser Weise. Indem sie den Satz aufstellten, man müsse, um die Tiefen des Satans zu erkennen (es handelt sich von der Erkenntnis des Satans selbst, nicht von der rechten Weise, den Satan zu bekämpfen, wie Neander in dem Apostolischen Zeitalter, S. 532, annimmt), alles Schändliche durchmachen, ihrer Neigung den Philosophenmantel umhängend, gelangten sie wenigstens praktisch zu einer intimen Bekanntschaft mit dem Satan. Die Beschaffenheit dieser satanischen Studien des ältesten Gnostizismus wird uns durch dasjenige veranschaulicht, was Eusebius (II, 13) von den Simonianern sagt: „Ihre inneren Geheimnisse, wovon sie sagen, daß der, welcher sie zuerst höre, sich darüber entscheide und in Erstaunen gerate, sind in der Tat voll von Dingen, worüber man erstaunen muß, voll Werrückung und Unsinn. Sie sind so beschaffen, daß ein züchtiger Mensch sie nicht schreiben und über seine Lippen gehen lassen kann wegen der abscheulichen Garstigkeit und Schmutzigkeit.“ Das war der theoretische Extrakt ihrer praktischen Forschungen. . . . Die Pointe kann nur in dem ‚erkannt haben‘ liegen, was die Irrlehrer im Sinne einer erhabenen und läblichen Erkenntnis nahmen, der Apostel im Sinne einer niedrigen und schändlichen braucht. Daß nur ihrer Erkenntnis der Tiefen Satans gedacht wird, erklärt sich daraus, daß hier der Pferdefuß bei ihnen besonders sichtbar war.“ Eine selige Unwissenheit, daß die Christen zu Thhatira von der falschberühmten Kunst nichts wußten und nichts wissen wollten! Ihnen sagt der Herr zu: „Ich will nicht auf euch werfen eine andere Last.“ Das wird verschieden gedeutet, je nachdem man „Last“ fäkt als Plage oder als Vorschrift. Die meisten verstehen es von neuem Leiden. Ihr habt an eurer Last mit Isabel und den Nikolaiten genug zu schleppen. Da lege ich euch kein anderes Kreuz mehr auf. Andere fassen es von Geboten. Hengstenberg hält

sogar das Wort als eine an die Abtrünnigen adressierte Drohung. „Die andere Last, die ihnen nicht aufgeladen werden soll, muß also den Gegen- satz bilden gegen das, was sie jetzt haben und festhalten sollen.“ So nennt die Schrift wohl Gesetzesauflagen „Last“. So sagt Matth. 23, 4 der Herr von den Pharisäern: „Sie binden schwere und unerträgliche Bürden und legen sie den Menschen auf den Hals.“ In Apost. 15, 10 fährt Petrus die Judäisten an: „Was versucht ihr denn nun Gott mit Auslegung des Joches auf der Jünger Hälse, welches weder unsere Väter noch wir haben mögen tragen?“ Diese Gesetzlosen sahen in allem, was ihrem Fleisch einen Baum anlegen wollte, eine unerträgliche Last. Sie suchten für sich und versprachen ihren Anhängern Freiheit, mißbrauchten die Freiheit zum Deckel der Bosheit. Wenn ihnen irgend ein Gotteswort vorgehalten wurde, dann waren sie immer zur Hand mit dem Vorwurf jüdischen und gesetzlichen Wesens. Das Apostelkonzil hatte beschlossen: „Es gefällt dem Heiligen Geist und uns, euch keine Last (baros) mehr aufzulegen denn nur diese notwendigen Stücke, daß ihr euch enthaltet vom Gözenopfer und vom Blut und vom Erstickten und von Hurerei; von welchen so ihr euch enthaltet, tut ihr recht“, Apost. 15, 28. 29. So fügt Hengstenberg dann den nächsten Satz: Eine neue Last will ich nicht auf euch legen; aber das, was euch da aufgelegt ist als nötige Stücke, das hältet, bis ich komme. Jedenfalls ist hier Last der Plage gemeint, und der Schlussatz: „Was ihr habt, das hältet fest, bis ich komme“, fügt einen ganz neuen Gedanken ein. Plen macht einen tiefen Einschnitt in den Satz, schneidet das Vorige ab, und das ho echte braucht nicht derselben Art zu sein wie das, von dem zuvor die Rede war, Last. Die ganze Rede ist ja an die Treuen, Unverführten, an die wirkliche Gemeinde zu Thatira, gerichtet. Die soll, bis der Herr wiederkommt, festhalten, was sie hat. Damit ist gemeint das Wort Gottes und alle die geistlichen, ewigen Güter, die sie sich nicht aus der Hand reißen lassen soll.

Nun wieder zum Schluß die verallgemeinte Verheißung, die alle Gemeinden hören und beherzigen sollen: „Wer überwindet und hält, bewahrt meine Werke bis ans Ende, dem will ich Macht geben über die Heiden, und er soll sie mit einem eisernen Stabe weiden, wie eines Töpfers Gefäße soll er sie zerschmeißen, wie ich von meinem Vater empfangen habe; und will ihm geben den Morgenstern. Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt!“ Die Überwindung der Feinde kostet Kampf, und ein Festhalten ist nötig, wenn man zu so bösen Seiten nicht alles verlieren will. Aber scheut den Kampf nicht, hältet meine Werke, meinen treuen Dienst fest, bleibt unverführt! Ich bin bei euch und stehe ewig zu euch. Euer Lohn soll groß sein. Die Heiden, die euch alles Leid antun, sollen euch zu Füßen liegen. Ihr sollt ein hartes Regiment über sie führen, sollt sie mit eisernem Stabe weiden (nach der Übersetzung der LXX, Ps. 2, 9) und sollt sie so leicht und so gründlich zugrunde richten, wie man Töpferwaren zerbricht.

Und so kann ich reden, so kann ich euch, meinen Freunden, verheißen; denn gerade so hat mein Vater (Ps. 2) zu mir geredet. Alles Gericht hat der Vater dem Sohne übergeben, Joh. 5, 22. Und ihr seid meine Freunde und Brüder, ihr sollt mit mir richten die zwölf Geschlechter Israels, Luk. 22, 50, über die Welt und über die Engel, 1 Kor. 6, 2. Das Blättlein wird sich mit der Welt bald und gründlich wenden. Nur fröhlichen Muts! — Was der Herr am Ende noch seinen Siegern geben will, ist der „Morgenstern“. Was heißt das? In exegetischer Ratlosigkeit ist ganz willkürlich drauflosgeraten worden. Calov fragt: Warum nicht den einfachen Sinn festhalten, da Christus sich 22, 16 selbst den Morgenstern nennt? Der wird sich selbst seinen Auserwählten ganz hingeben. Aber hier ist der Morgenstern die Gabe Christi. Andere haben aus der übelverstandenen Stelle Jes. 14, 12 den Teufel verstanden, und was dergleichen Raterei mehr ist. „Die kühne dichterische Vorstellung scheint vielmehr diese zu sein, daß der Sieger eben deshalb in dem Glanze des Morgensternes strahlt, weil er den Morgenstern selbst in seinem Besitze hat, wie etwa ein Edelstein demjenigen, der ihn trägt, seinen Glanz verleiht.“ (Düsterdieck.) Gedenfalls würden wir den Ausdruck sehr gut verstehen, wenn wir mehr wüßten von den Irrlehrern, auf welche Bezug genommen wird. Gewiß hat Hengstenberg recht: „Es scheint, daß auch hier eine Beziehung stattfindet auf die Vorspiegelung der Nikolaiten. Diese versprachen ihren Zuhörern ein neues Licht, das Morgenrot (man denke nur an Jak. Böhmes „Aurora“) oder den Morgenstern der Erkenntnis, nannten sich auch wohl selbst leuchtende Sterne, bestimmt, die Finsternis der christlichen Kirche zu erhellen. Statt dieses elenden Morgensterns wird den Treuen der wahrhaftige verheißen. Eine ähnliche Anspielung findet sich, wie es scheint, auch schon in dem Brief des Judas in V. 13 (vgl. 2 Petr. 2, 17), wo die Irrlehrer bezeichnet werden als „irrende Sterne“, welchen behalten ist das Dunkel der Finsternis in Ewigkeit. Sie nannten sich leuchtende Sterne. Dagegen wird ihnen, nachdem sie das Prädikat der irrenden erhalten haben, ähnlich wie wenn die „Lichtfreunde“ Irrlichtfreunde genannt werden, die tiefste Finsternis angekündigt.“

Ein schöneres Lob kann kaum einer Gemeinde gegeben werden als das, welches hier der Gemeinde zu Thyatira zuteil wird. Wenn nun sogar an einer solchen Gemeinde so ernstlich getadelt wird, daß sie nicht etwa sich hat verführen lassen, sondern nur, daß sie gegen die falsche Lehre nicht den ganzen, vollen Ernst bewiesen hat, dann wird uns vor die Seele geführt, welch ein Greuel Gotte und Christo falsche Lehre ist.

(Schluß folgt.)

E. P.

Was Luther 1511 in Rom gesehen und gehört hat.

(Schluß.)

Dafür hörte er von den Brüdern in S. Maria del Popolo und von deutschen Kurialen mancherlei Seltzames, was zu seinen Anschauungen von dem heiligen Rom nicht recht stimmen wollte. Insbesondere erfuhr er allerlei höchst Gravierendes über Papst Alexander VI. und seine Kinder, so z. B. daß dieser Papst ein Marrane, das ist, ein getaufter Jude, gewesen sei und plane nihil geglaubt habe, daß er mit seiner Tochter in Blutschande gelebt und bei dem Versuche, die Kardinaläle von der Fraktion der Colonna zu vergiften, versehentlich sich selber vergiftet, daß Alessandro Farnese seine eigene Schwester, die bella Giulia, ihm preisgegeben habe und dafür Kardinal geworden sei, alles mehr oder weniger übertriebene Geschichten, die aber damals in Rom von aller Welt, selbst von dem Nachfolger Alexanders, steif und fest geglaubt wurden und daher auf den arglosen jungen deutschen Mönch den allergrößten Eindruck machen mußten; vgl. Schlaginhausen, Nr. 371; Corbatus, Nr. 1536 f.; Mathesius, Tischreden, Nr. 742; Colloquia 3, p. 232 f. [Daz Farnese (Papst Paul III.) sein Kardinalamt zum guten Leile dem Verhältnis seiner Schwester zu dem Papst verdankt, steht fest (Pastor 3, S. 320). Daz er aber seine Schwester dem Papste preisgegeben habe, ist eine Legende. Legende ist ebenfalls die Behauptung, Alexander sei ein Marran gewesen, er habe plane nihil geglaubt, er habe mit seiner Tochter in Blutschande gelebt, er sei an Gift gestorben (ebd., S. 475 f. 498 ff.). — Paris de Grassis, Döllinger Beiträge 3, p. 383: Am 26. November 1507 nimmt Julius II. in den oberen Räumen des Vatikans Wohnung, weil er nicht zu jeder Stunde das Gesicht seines Vorgängers und Feindes Alexander sehen wollte, den er einen Marran, einen Juden und Beschneideten, nannte. Als ich mit einigen Hofbeamten über dies Wort lachte, da nahm er mir es übel, daß ich ihm nicht glaubte, daß Alexander beschneidet gewesen sei.] Auch von dem regierenden Papst Julius hörte er mancherlei seltsame Stücklein: daß er schon früh um 2 aufstehe und bis 5 und 6 dann für sich arbeite, hierauf als ein rechter Weltmensch sich unausgesetzt mit weltlichen Geschäften, Krieg, Bauen, Prägung neuer Münzen, beschäftige (vgl. Colloquia 3, p. 226), daß er den ganzen reichen Nachlaß des Kardinals Melchior von Medau, Bischofs von Brixen, ohne weiteres einzogen habe (vgl. Förstemann 1, S. 256), überhaupt ein ungeheuer habgieriger Mensch sei, daß er die Wappen seines Vorgängers, den er aufs bitterste hasste, an allen Türen und Fenstern habe zerbrechen lassen (Schlaginhausen, Nr. 371, S. 100). Auch diese Geschichten stammen wohl von den Kurialen, die in der Anima verkehrten. Mit dem Münzwesen, speziell mit der Münzreduktion, beschäftigte sich der Papst in der Tat sehr intensiv. Die päpstliche Münze war kurz zuvor den Zuggers verpachtet worden, die in der Gesellschaft der Anima, wie wir schon

wissen, eine große Rolle spielten; dafür mußten die Fugger freilich ein neues Münzhaus bauen, zu dessen Kosten der Papst nur teilweise beitrug. Was Luther hiervon berichtet, ist also ganz richtig. Nicht gerade unrichtig ist auch, was er von den Machenschaften des Papstes mit dem Nachlaß des Kardinals Medau erzählt. Der Kardinal war in der Tat ein sehr reicher Mann. Auch in Venedig wollte man wissen, daß er bei den Fuggers allein über 200,000 Dukaten zu 5 Prozent stehen habe. Zur Universalerbin hatte er nach einer Urkunde Julius' II. die *Animam* eingesetzt, nach einer andern Version hätte dies Vermächtnis jedoch nur 1000 rheinische Gulden betragen. Jedenfalls erhielt die *Animam* bloß 1000 Gulden und auch diese nur auf einem sehr langwierigen und eigentümlichen Umwege. Der Papst legte wirklich, wie Luther erzählt, seine Hand auf den ganzen Nachlaß. Aber war das ein Raub? Nein. Denn die Kardinäle hatten an sich nicht das Recht der *testamenti factio activa*. Falls sie nicht ausdrücklich das Testierprivileg erhalten hatten, fiel ihr Nachlaß ohne weiteres an die Kurie. Julius brauchte an sich nicht einmal die von dem Erblasser ausgesetzten Legate anzuerkennen. Das tat er aber doch, freilich beeilte er sich nicht gerade damit. Erst auf sehr energisches Drängen der Provisoren sprach er im Sommer 1510 der *Animam* ein Legat von 1000 Gulden zu, zahlte dasselbe aber nicht direkt aus, sondern gab den Provisoren bloß eine Anweisung auf „die Annaten und Servitien sämtlicher Benefizien, Klöster und Kirchen deutscher Nation“! Noch im Juli 1513 hatte die *Animam* daher ihr Geld nicht oder doch lange nicht ganz erhalten! Aber der Papst verwandte das Geld doch nicht ausschließlich für sich, wie Luther in der *Animam* hörte. Er schenkte wenigstens 20,000 Gulden davon an den allzeit geldbedürftigen Kaiser Maximilian, mit dem er damals politisch noch Hand in Hand ging.

Im Zusammenhang mit dieser in der *Animam* viel besprochenen Geschichte von der Meckauischen Erbschaft hörte Luther wahrscheinlich auch allerlei von dem ungeheuren Reichtum der Fugger und der Fixigkeit ihres römischen Faktors, Johann Zink, der unter Leo X. sogar Alerifer und Magister wurde und den Pfriundenhandel ebenso großartig betrieb wie andere lukrative Finanzgeschäfte. Denn die Beziehungen des großen Bankhauses zu dem Pfriundenmarkt waren zur Zeit, als Luther in Rom war, längst im Gange: Markus Fugger der Jüngere, ein Neffe des derzeitigen Chefs des Hauses, war z. B. trotz seiner noch nicht zwanzig Jahre schon apostolischer Skriptor und Protonotar und zugleich Dompropst von Regensburg, Propst von St. German in Speyer, von St. Stephan in Bamberg, von Neumünster bei Würzburg, von St. Peter und Gerlach in Augsburg und Archidiakon zu Liegnitz; außerdem besaß er auch noch eine Pension auf zwei Pfarrkirchen im Passauer Sprengel. Noch mehr Pfriunden und Pensionen hatte aber allem Anschein nach damals schon ein anderer den Fuggers sehr nahestehender Kuriale zusammengebracht, der apostolische Protonotar Johann Ingen-

winkel, den wir schon als hochangesehenes Mitglied der Anima kennen gelernt haben. Er verfügte zum mindesten schon über die Propsteien St. Severin in Köln und St. Walburg in Arnheim, die Dechanei von St. Martin in Emmerich, Kanonikate an St. Cassius in Bonn, in Münsterifel, St. Viktor in Mainz, Pensionen auf ein Kanonikat an St. Severin in Köln, die Propstei St. Georg in Limburg, die Pfarrkirchen zu Straelen und Goch, Diözese Köln, Daelen, Diözese Lüttich, Bocholt, Diözese Münster, und er war unablässig und mit recht gutem Erfolge bemüht, die Zahl dieser Pfründen und Pensionen zu vermehren. In den Registern Julius' II. figuriert er über dreißig-, in denen Leos X. über fünfzigmal als Empfänger von Pfründen, Pensionen, Kommen- den usw. [Diese Pfründen, Pensionen, Kommanden behielt er natürlich nicht alle. Er gab sie zum Teil wieder ab, um andere zu bekommen. Denn die Pfründen wurden von den Kürschnern genau so hin und her geschoben und gehandelt wie heute die Börsenpapiere.] Nicht weniger als achtundsechzig dieser päpstlichen Anweisungen lauten auf deutsche und niederländische Propsteien, Dechaneien, Kanonikate und Pfarr- kirchen, nur fünf auf italienische Pfründen und nur eine auf eine Pfründe in Rom selbst. Und doch erfreute sich dieser Kuriale, der überdies bis zum April 1518 von der Pflicht, sich zum Priester weihen zu lassen, Dispens erhielt, eines so guten Rufes, daß selbst der Reform- päpste Adrian VI. ihm eine bevorzugte Stellung in seinem Rate einräumte! Man kann danach ungefähr sich eine Vorstellung davon machen, wie sehr bei den Kurialen gewöhnlichen Schlages sich alles Interesse auf den Pfründenmarkt konzentrierte. Die Transaktionen, die da tagaus, tagein sich vollzogen, verfolgten sie mit eben demselben Eifer wie die Leute, die heute das „einzig geniale Geschäft des Geldverdienens“ betreiben, die Transaktionen an der Börse. Sie betrachteten daher ganz unwillkürlich auch alle Fremden, die nach Rom kamen, zunächst mißtrauisch als Konkurrenten und ließen das die Neulinge, wie noch die Jünger Loholas erfuhrn, oft recht scharf entgelten. Daß Luther von diesem Treiben schon 1510—11 mancherlei zu sehen und zu hören bekam, ist sicher. Aber Genaueres erfuhr er darüber doch erst später 1520 von dem alten Kurialen Johann von der Wic. [Von ihm stammt wahrscheinlich auch die Geschichte von dem Kürschnen, der 22 Pfarren, 7 Propsteien und 44 Pfründen dazu hat (An den Adel 1520, B. A. 6, S. 424). Wenn man unter Pfründen Pensionen auf Pfründen mit verstehen darf, so ist diese Geschichte durchaus nicht unwahrscheinlich.]

Damals, 1510—11, machte einen größeren Eindruck auf ihn jedenfalls, was ihm die deutschen Kürschnen von dem frivolen Unglauben der römischen Priester, von dem Lebenswandel der Kardinäle und von den Weissagungen, die seit Savonarola in ganz Italien über Rom umliefen, erzählten. Das Bild, das er dergestalt von den Spitzen der römischen Gesellschaft erhielt, war nicht eben tröstlich. Aber auch von dem gemeinen Volk vernahm er nicht gerade viel Gutes. „Von

wüstem Leben, Wesen und Morden" war öfter die Rede, als er wohl in der Heiligen Stadt erwartet hatte, daneben freilich auch von dem „trefflich harten Regiment“, das Sier Niccolò Fieschi in den engen Gassen der bewohnten Stadt hielt. Seltener kam das Gespräch auf heitere Vorfälle aus der Geschichte der letzten Jahrzehnte, wie z. B. auf die Historie von dem bösen Grafen Deifobo von Anguillara und seinem Kampfe gegen Papst Paul II. im Jahre 1465, deren Humor wohl schon der junge Mönch empfand. Aber im ganzen war das, was unser Reisender in der ewigen Stadt, insbesondere von deutschen Landsleuten über die Kurie, die Römer und nicht zuletzt über die deutschen und niederländischen Kurtisanen selber zu hören bekam, doch höchst unerbaulich und unerfreulich. Man könnte denken, das sei persönliches Mißgeschick gewesen. Allein allen Romfahrern jener Tage, die wir kennen, ist es im Grunde ebenso ergangen. Sie sind alle enttäuscht von dem heiligen Rom, entsezt, bekümmert oder wenigstens veriwundert über das, was sie da gesehen und gehört haben.

Aber wenn der Reformator in Rom nicht viel anderes gesehen und gehört hat als andere Romfahrer auch, hat er dann nicht vielleicht innerlich dort manches erlebt, was der Durchschnittspilger nicht erlebte, oder doch Eindrücke aus der ewigen Stadt mit fortgenommen, die wir bei andern Romfahrern jener Tage nicht finden? Auch diese Frage muß verneint werden. Das sogenannte Erlebnis an der Scala Santa gehört der Legende an. Die Reiseeindrücke aber, die er später mitteilt, gleichen im wesentlichen den Eindrücken anderer nordischer Romfahrer des beginnenden sechzehnten Jahrhunderts. Sie sind ebenfalls durchaus typisch.

Wie den meisten Fremden, so fiel auch ihm im Gesamtbilde der ewigen Stadt vor allem die ungeheure Ausdehnung der damals noch sehr beträchtlichen Ruinenfelder auf, vgl. Colloquia 1, S. 163, Lauterbach, S. 9: *civitas, quae hodie cernitur, plane est cadaver priorum monumentorum.* Ganz ähnlich äußert sich Erasmus, der etwa zwei Jahre zuvor in Rom sich aufhielt, Opp. 1, p. 1016 f.: *Roma Roma non est, nihil habens praeter ruinas ruderaque, priscae calamitatis cicatrices ac vestigia — Tolle pontificem, cardinales — quid erit Roma?* Wie treffend dies Urteil ist, haben wir schon gesehen. Die Römer betraten diese Ruinen in der Regel bloß, wenn sie Steine für irgendeinen Neubau brauchten, auch Fremde kamen nur selten dahin. Der Wanderer stieß daher hier kaum auf irgendein lebendes Wesen, und wenn doch, so empfand er das in der Regel nicht sehr angenehm. Denn gerade weil der Bargell in den engen Gassen der bewohnten Stadt ein „trefflich hart Regiment hielt“, suchte das Gesindel einen Unterschlupf in jenen verlassenen Winkeln. Wenn daher Luther später erzählt, daß er cum summo periculo hier herumspaziert sei, Colloquia 1, S. 162, so denkt er wohl an „Fährlichkeit durch Mörder“ und andere dunkle Erscheinungen des dunkelsten Roms, die da häuften.

Wie seine Bemerkungen über die Stadt im allgemeinen, so sind aber auch seine Urteile über einzelne Denkmäler und Bauwerke durchaus typisch. Den größten Eindruck von allen Merkwürdigkeiten Roms machte auf ihn jedenfalls die Katakombe bei St. Sebastian. Und warum? Weil hier nach dem Pilgerbüchlein 80,000 Märtyrer und 46 gemarterte Päpste beigesetzt sein sollten. Nächstdem das Pantheon, zu dem man damals auf einer Treppe hinabsteigen mußte, das Kolosseum und die Thermen Diokletians. Von antiken Bildwerken erwähnt er nur ein einziges: die bekannte Statue, welche die angebliche Päpstin Johanna darstellen sollte, und den dazu gehörigen merkwürdigen Marmorsessel. Hausrath scheint daher recht zu haben, wenn er S. 84 mit einem gewissen Bedauern schreibt: „An den antiken Statuen ging der strenge Mönch mit geschlossenen Augen vorüber. Des statuenberühmten Belvedere gedenkt er und des Campo di Fiore beim Ponte Sisto mit seinem schönen Brunnen, aber nur um zu erinnern, für welche Dinge die Gelder der Christenheit in Rom verschleudert wurden. Ich schweig auch noch zur Zeit, wo solches ablas gelt hin kommen ist: ein ander Mal wil ich darnach fragen, den Capitoflore und Belvidere und etlich mehr ortte wissen wol etwas drumb“ (An den Adel, 1520, B. A. 6, S. 427). Was waren ihm der Apollo von Belvedere und die Laokoongruppe? Das ist gewiß sehr schön gesagt, aber leider völlig unhistorisch. Der Hof des Belvedere, in dem die Statuen standen — es waren überdies noch kaum mehr als drei, die Laokoongruppe, der Herakles und der Tigris; der berühmte Apollo wurde erst im Juli 1511 aufgestellt, der Tiberinus und die Kleopatra erst 1512 — war noch nicht zugänglich. Erst Leo X. hat ihn dem Publikum geöffnet. Der „thüringische Bauernsohn ist also weder mit geschlossenen noch mit wachen Augen an diesen Wundern vorübergegangen“. Er hat sie überhaupt nicht gesehen. Er hätte aber auch sonst, wenn er sich für schöne antike Statuen interessiert hätte, im damaligen Rom kaum Gelegenheit gehabt, solche kennen zu lernen. Was an besseren Stücken schon ausgegraben war, befand sich im Privatbesitz, war also für gewöhnliche Leute nicht sichtbar; und was aller Welt sichtbar aufgestellt war, wie die beiden Fluggötter, die Kapitolinische Wölfin und die Testa di Nerone vor dem Konservatorenpalast, der Marforio in der Via di Marforio östlich vom Kapitol, die beiden Rossbändiger auf dem Quirinal, der Pasquino an der Piazza Pasquino, die Reiterstatue des Mark Aurel vor dem Lateran — gehört, von der letzteren abgesehen, doch mehr in die Rubrik der archäologischen Merkwürdigkeiten als in die der „schönen Statuen“. An diesen Merkwürdigkeiten ist Luther in der Tat, wie es scheint, genau so wie der heute so oft ihm als höherer, freierer und reicherer Geist gegenübergestellte Erasmus von Rotterdam mit „geschlossenen Augen vorübergegangen“. Auch der gedenkt nämlich, obwohl er berufsmäßig das Altertum studierte und wochenlang mit den Antiquaren der ewigen Stadt verkehrte, zum großen Schmerze der Philologen niemals auch

nur mit einem Worte des Laokoon oder sonst eines antiken Kunst- und Bauwerkes. Und warum? Weil er nur Philolog war und, wie die meisten Humanisten, für alles, was nicht in der Rede dargestellt und darstellbar ist, nicht das mindeste Interesse besaß. [Das Gegenstück dazu ist Goethes Blindheit in Florenz und Aßisi.]

Bei dem Worte Belvedere denkt der Reformator also sicher nicht an den weltberühmten Statuen- „Hof“, sondern an den päpstlichen Palast dieses Namens, in dem auch Leo X. im Sommer so oft residierte. Aber betreten hat er diesen Palast natürlich ebensowenig wie den Vatikan oder die großen Kardinalspaläste, dagegen hat er das Campo di Fiore sicher oft gesehen. Denn das war damals das eigentliche Forum Roms, der Mittelpunkt des öffentlichen Lebens, des Geschäfts- und des Fremdenverkehrs. Aber warum nennt er gerade diesen Platz und den Belvedere als Orte, wo das Geld der Deutschen verprägt werde? Weil sie Hauptstätten päpstlicher und kuriäler Feierlichkeiten waren. Aus eigener Anschauung wußte er das freilich kaum, denn im Januar 1511 war der Belvedere verödet, und große öffentliche Lustbarkeiten fanden bei dem schlechten Wetter und wegen der schlechten Zeiten kaum statt. Die Anspielung bezieht sich daher sicher auf die unmittelbare Gegenwart, in der die Stelle geschrieben ist, auf die Zeit Leos X., unter dem ein Fest das andere jagte, und der Gewährsmann, dem der Reformator die Kenntnis dieser Dinge verdankt, war wohl wieder der Doktor Johann von der Wic, auf den so viele der Angaben über römische Verhältnisse in dem Adelsbüchlein zurückgehen (Lauterbach, Tagebuch vom 2. Februar 1538, S. 19 f.; vgl. die Briefe vom 10. und 17. Juli 1520, Enders 2, S. 432. 443). [Nahe bei Campo di Fiore im Bicolo del Gallo an der Ecke der Via de' Cappellari, Nr. 12—13, liegt die Casa di Vanozza, das noch heute mit dem Stier der Borja geschmückte Heim der Mätresse Alexanders VI., Vanozza (= Giovanna) de' Cantanei, die, als Luther in Rom weilte, daselbst noch lebte, denn sie starb erst am 26. November 1518. Sie war damals freilich schon eine Greisin von über 68 Jahren (geb. am 13. Juli 1442). Aber es scheint nicht, daß Luther das gewußt hat.]

Im selben Zusammenhang ergeht sich Hausrath in allerlei mild herablassenden Betrachtungen über das beliebte Thema „Der Mönch Luther und das Rom der Renaissance“, vgl. Luthers Romfahrt, S. 34: „Die Bauten und Bilder des Cinquecento strahlten im Glanze ihres ersten Schöpfungsmorgens. Am hellsten Tage dieser hellen Zeit — betritt der größte Mann dieses Jahrhunderts die Stadt Rom, der reiche Blumenteppich der Renaissance ist vor ihm ausgebreitet, er aber eilt nach den dunkelsten Kapellen, Gräften, Gräbern“ usw. Wieder sehr schön gesagt, aber ist es auch wahr? Nein! Michelangelo und Raffael waren allerdings im Vatikan schon an der Arbeit. Allein die Decke der Sixtina wurde erst am 31. Oktober 1512 enthüllt und die Fresken in der Camera della Segnatura erst im Hochsommer 1511 vollendet, die

in der Stanza d'Eliodoro, in den übrigen Stanzen und in den Loggien aber waren noch nicht einmal in Auftrag gegeben. Die Bilder des Cinquecento, an die jeder zuerst denkt, wenn das Schlagwort Renaissance erschallt, waren also für die Öffentlichkeit überhaupt noch nicht vorhanden. Und mit den Bauten stand es nicht anders. Von den großen Schöpfungen der neuen Architektur waren nur sehr wenige schon vollendet. Die Cancelleria war noch der hervorragendste fertige Bau, und wenigstens der ist dem Mönche mit dem düster gebundenen Sinne sogar sehr aufgefallen. Auch die alte Peterskirche war dem Vandalismus des Ruinante, wie man Bramante mit Recht allgemein nannte, noch nicht ganz zum Opfer gefallen, so daß Luther von ihrer ursprünglichen Größe und Gestalt noch einen Eindruck gewinnen konnte. Die Stadt im ganzen hatte jedenfalls noch ein typisch mittelalterliches Aussehen. Die schillernde Antithese: „Der reiche Blumenteppich der Renaissance ist vor ihm ausgebreitet, er aber eilt nach den dunkelsten Kapellen“ usw., ist also nichts weiter als eine greuliche Phrase. Der „reiche Teppich“ war 1510—11 erst im Werden begriffen und selbst für Leute noch nicht vorhanden, die, anders als der Mönch Luther, etwas von seinem Werden hätten merken können, wenn sie für solche Dinge ein Auge gehabt hätten. Ich nenne wieder nur Erasmus von Rotterdam.

Allein das sind alles schließlich nur Quisquilen. Die Hauptfrage ist: sind auch die Eindrücke, die Luther von dem Zustande des religiösen und sittlichen Lebens im damaligen Rom gewonnen hat, und die Urteile, die er darüber später fällt, typisch, oder verrät sich darin wenigstens etwas Besonderes, eine „kritische Anlage“, eine Neigung, „nur die Schatten zu sehen“? Grisar bemerkt hiezu, Luther 1, S. 24: „Statt sich immerhin an dem vielen Guten, das ihm entgegentreten mußte, und an der großen Idee der über die Schatten erhabenen Kirche zu erbauen, ließ sich Luther, ganz empfänglich in der entgegengesetzten Richtung und kritisch angelegt, wie er war, allzusehr von den Eindrücken des Sittenverfalls einnehmen.“ Also es mußte Luther viel Gutes in Rom entgegentreten. Woher Grisar das weiß, sagt er nicht. Vielleicht nennt er aber einmal zu Nutz und Frommen der univissen Menschheit seine Gewährsmänner. Die Zeugen, die man kennt, Philipp von Burgund, Erasmus von Rotterdam, die ungenannten spanischen Gelehrten, von denen die merkwürdigen Gutachten für das Laterankonzil vom 17. Dezember 1511 und aus dem Jahre 1512 herrühren, der Poet Battista Spagnolo Mantovano, der Augustinergeneral Egidio Canisio, der Mönch Francesco de Montepulciano, der 1513 in Florenz als Prediger auftrat, und die andern italienischen Mönchspropheten dieser Zeit, der spanische Dichter Bartolomé Torres de Navarro, Michelangelo, Pico della Mirandola, Sigismondo Tizio, Giovanni Andrea Brato, Bartolomeo Gerretani, Francesco Bettori, Guicciardini, Machiavelli, der ungenannte Kurtisan vom Rhein, Mutian, Hütten, Friedrich Fischer, der ungenannte Dominikaner, dessen Brief in Spalatins Papieren sich findet, Crotus Rubeanus,

Jakob Ziegler, und wie sie sonst heißen mögen, gehören jedenfalls nicht dazu. Denn ihnen allen ist „dies viele Gute“, das ist, die Frömmigkeit und Heiligkeit, die in Rom damals zu finden gewesen sein soll, nicht aufgefallen. Sie erzählen alle nur „Schandgeschichten“ und verraten dabei auch nicht das mindeste Talent, sich mittelst der „großen Idee der über die Schatten erhabenen Kirche“ über die schlimmen Eindrücke, die sie in Rom überwältigt haben, hinwegzutrösten, während das Luther trotz Grisar doch noch Anfang 1519 recht gut fertiggebracht hat, wie der „Unterricht auf etliche Artikel“ kläffisch zeigt.

Aber immerhin — hat der Reformator später nicht zu stark aufgetragen, ja in der Höhe der Polemik etwas gefabelt? Es ist klar, daß man darüber nur ein Urteil gewinnen kann, wenn man die „ganze Anzahl Schandgeschichten“, die er später erzählt, genau kennt und, so gut es geht, feststellt, was daran ist. Lassen wir dieselben daher alle einmal Revue passieren und vergleichen wir damit die Eindrücke anderer Romfahrer jener Tage! [Hier läßt Böhmer alle wichtigeren Aussprüchen Luthers in seinen Predigten, Schriften und Tischreden folgen, die die römischen Polemiker als „Schandgeschichten“ zu bezeichnen pflegen. Um was es sich dabei handelt, und in welchem Maße sich Luthers Aussagen mit den Tatsachen decken, zeigt Böhmer, wenn er also fortfährt:]

In einigen dieser Äußerungen gibt der Reformator nur fremde Urteile wieder, die er in Rom oder über Rom gehört hat, in andern formuliert er auf Grund eigener Anschauung oder Erfahrung ganz bestimmte Anklagen. Zu den erstenen gehört die von dem ehemaligen Kurialen Liborius Magdeburg, der 1517—1527 Notar der Rota gewesen war, als ein altes Vatizinium bezeichnete Sentenz: „Es kann so nicht stehen, es muß brechen.“ Derartige Weissagungen waren in der Tat seit Savonarola in Italien ständig in Umlauf. Ende des Jahres 1500 trat z. B. zu Florenz Martino da Brozzi mit der Ankündigung eines furchtbaren Strafgerichts über Rom, Florenz und Italien auf. 1502 wurde der Papst der Frateschen (der Anhänger Savonarolas), Pietro Bernardino, weil er Ähnliches Weissagte, verbrannt. 1508 sah Florenz wieder einen Propheten dieser Art in seinen Mauern, den Eremiten Girolamo von Bergamo. Ihm folgten im Juni 1513 zwei Weissagende Mönche von Ognissanti und im Dezember der Minorit Francesco di Montepulciano, der ganz offen predigte, Rom werde binnen kurzem untergehen. Auch im Februar, März, Juli und Dezember 1514 machten solche Propheten von sich reden. [Vgl. auch Battista Mantovano an Julius II. und Leo X., Opp. Francofordiae 1573, 1 f. 237 f.: *Respublica Christi labitur aegrotatque fides, jam proxima morti, und das Urteil des Kanonikus Sigismondo Tizio von Siena bei Pastor 4, 1, S. 5.*] Diese apokalyptische Stimmung ist aber nicht nur bei Angehörigen des Dominikaner- und Minoritenordens bezeugt, sondern auch in dem Orden Luthers, ja sie war so allgemein in Italien, daß das Laterankonzil am 19. Dezember 1516 den Predigern

das Weissagen ausdrücklich verbieten zu müssen glaubte. Daß solche Weissagungen auch Luther zu Ohren kamen, ist daher sehr wohl möglich.

Den gleichen Kreisen entstammt wohl ursprünglich auch das andere proverbium, daß er in Rom gehört haben will: „Ist eine Hölle, so steht Rom darauf.“ Denn es besagt dasselbe, was schon Savonarola über Rom als das neue Babylon, die *sentina et cloaca omnium flagitorum* verkündigt hatte (vgl. Pico, *Vita Savonarola*, ed. Batesius, *Vitae select. virorum*, p. 118), was auch die Propheten nach ihm, wie z. B. Francesco di Montepulciano, ständig wiederholten (vgl. Parenti, S. 302 ff.), und ist der gleichen apokalyptischen Stimmung entsprungen. Natürlich darf man hieraus nicht sofort weiter schließen, daß Luther in Italien mit Frateschen zusammengetroffen sei, obwohl es Leute, die ihnen nahestanden, nachweislich auch in Rom gab: es genügt, einen großen Namens zu nennen: Michelangelo. Denn das wäre, da der Reformator erst seit 1521 Kenntnis von Savonarola verrät, so unwahrscheinlich wie nur möglich. [Mathesius, 3. Predigt, S. 55: Ein Naumburger Priester sendet Luther unterwegs auf der Reise nach Worms des frommen christlichen Savonarola Bildnis und vermahnt ihn, er solle bei der erkannten Wahrheit mit breitem Fuß aushalten. 1523 schrieb Luther eine Vorrede zu der lateinischen Einleitung von Savonarolas *Meditatione*, W. A. 12, S. 245 ff.] Er kann auch diesen Spruch recht wohl von den deutschen Kurtisanen haben, die in der *Anima* verkehrten. Denn darunter befanden sich doch auch ernste Leute, die sich über die Zustände in Rom Gedanken machten, wie z. B. Wilhelm von Enkevoirt, der schon erwähnte Freund und Vertraute Adrians VI., und der ungenannte Rheinländer, den Francesco Bettori später in Deutschland kennen lernte.

Ebenfalls als proverbia führt der Reformator die Sätze an: „Je näher Rom, je ärger Christen“ und: „Wer das erste Mal gen Rom geht, der sieht einen Schatz“ usw. Dieser letztere Satz wird auch in dem *Pasquillus* von 1520 als ein proverbium zitiert (Hutten, Opp., ed. Boecking 4, p. 466). Den andern führt Luther auch später als Sprichwort an, und zwar in Anwendung auf Wittenberg. Er findet sich aber auch sonst erwähnt, und das entsprechende italienische Sprichwort: *Roma veduta, fede perduta*. Wie verbreitet die Anschauung war, die diesem proverbium zugrunde liegt, zeigen die Belege, die wir dafür nicht nur aus Deutschland und Ungarn, sondern auch aus Spanien haben. „Was, nach Rom wollt Ihr“, sagte dort 1523 eine Dame in Barcelona zu dem Pilger Lohola, „woher alle, ich weiß nicht wie, wiederkehren?“ „Sie wollte damit andeuten“, fügt Lohola höflich hinzu, „daß man in Rom in geistlichen Dingen wenig profitieren könne.“ [Mutian an Urban aus Gotha nach dem 26. Juni 1515 (Briefwechsel 2, S. 176): „Diu delibero, an Romam mittendus sit Nepotianus. Habes aestimationem meam, tuum judicium impedio. Romae tales pueri fiunt lixae, lenones, asinarii, interdum atrienses et coci. Multi pessum eunt, multi tamen, ne mentiar, ad divitias promoventur et veluti glande

sues laeti redeunt.“] Das Sprichwort gab also, wie auch eine ähnliche Äußerung Papst Adrians VI. in seiner ersten Ansprache an die Kardinäle zeigt, die öffentliche Meinung Europas wieder. Man dachte wirklich damals von Rom allgemein schlimmer als im 19. Jahrhundert von Paris und jetzt von Berlin.

Aber wichtiger ist, entsprechen die speziellen Anklagen des Reformators den Eindrücken, die andere Beobachter von dem Rom und Italien Julius' II. gewonnen haben? Er hebt besonders hervor die Unwissenheit der römischen, überhaupt der italienischen Klerikei. Wie begründet dieser Vorwurf war, dafür besitzen wir die allerstärksten Beugnisse. Viele italienische Kleriker konnten überhaupt nicht einmal lesen. Noch mehr standen mit dem Latein auf gespanntem Fuße und hatten, was Luther besonders im Auge hat, keine Kenntnis von der sakramentalen Form der Beichte und von den casus reservati, und wenigstens neun Zehntel waren in der Theologie absolute Idiotae. Weiter fiel dem Reformator die profane Einfertigkeit der Priester beim Zelebrieren der Messe sehr auf, überhaupt das profane Betragen der Kleriker während des Gottesdienstes. Auch für diese Beobachtung haben wir eine Fülle ergänzender und bestätigender Belege und eine hübsche Gegenprobe in dem Urteil gleichzeitiger welscher Reisender über die große Langsamkeit der niedersächsischen Priester beim Messlese und die große Würde und Andacht aller Gottesdienste in deutschen Landen. Viele römische Priester zelebrierten schon darum so rasch, weil sie des besseren Verdienstes halber gleich mehrere Messen hintereinander zu lesen pflegten. Zwar erhielten sie dafür, als man die Bügel strenger anzuziehen begann, wenn sie erwischt wurden, die auch von Luther erwähnte „Strappehorde“, das ist, sie wurden gewippt. Aber unter Julius war von solcher Strenge noch keine Rede. [In Spanien konnte man noch im 19. Jahrhundert in den Sakristeien angeschlagen finden: „Die Messe soll wenigstens zwölf Minuten dauern. Rauchen verboten!“] Einen noch größeren Eindruck machte auf den jungen Mönch, was man ihm von dem frivolen Unglauben der römischen Priester erzählte. Dass auch das nicht später von ihm erfunden oder übertrieben ist, beweist die Tatsache, dass Erasmus fast zur selben Zeit in Rom das gleiche hörte und Philipp von Burgund zwei Jahre zuvor bei der Vorzeigung der Passionsreliquien in St. Peter fast noch Ürgeres erlebte.

Herner klagt der Reformator über die Verlotterung der Klöster. Mit welchem Rechte, zeigt wieder das consilium de emendanda ecclesia, die Denkschrift Pietro Carafas vom 4. Oktober 1532, und zahllose andere Urkunden dieser Zeit. Ost hebt er auch hervor, dass so viele Klöster von den Päpsten in Kommende gegeben und dadurch zerstört worden seien. Er nennt speziell die berühmten römischen Klöster S. Agnese fuori le Mura, S. Pancrazio, S. Sebastiano an der Via Appia und S. Paolo fuori le Mura (E. A. 262, S. 152). S. Sebastiano war in der Tat damals allem Anschein nach commandiert; ob auch S. Agnese und

S. Paolo, ist dagegen sehr zweifelhaft. Es ist möglich, daß Luther S. Agnese mit S. Lorenzo und S. Paolo mit Trefontane verwechselt, oder daß sein Gedächtnis ihn einmal im Stiche gelassen hat. Dieser Punkt bedarf also noch einiger Aufklärung. Aber die Tatsache selbst, von der er ausgeht, steht fest. Alexander VI. kaufte sich die Stimmen der Kardinäle bei seiner Erhebung nachweislich nicht zuletzt durch Verleihung reicher Abteien. Julius II. verschenkte für gute Dienste „gute Klöster“, ähnlich wie spätere Machthaber „gute Dosen mit guten Diamanten“, wie Fürst Gortschakoff so schön zu sagen pflegte, und so taten auch seine Nachfolger bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts, obwohl schon Leo X. offiziell diesen Missbrauch rügte und die Verfasser des *consilium de emendanda ecclesia* dagegen aufs schärfste protestierten.

Gar nicht erst zu beweisen braucht man weiter die Klagen des Reformators über die Habfsucht und Simonie der römischen Klerikrei vom Papste bis hinunter zu dem letzten der „geheimen Besenkehrer“ und Stallknechte Seiner Heiligkeit. „Ohne Geschenke und Verehrung ist in Rom nichts zu erreichen.“ „Ohne Geschenke können wir dieses hohen Brauch nach nichts“, sagt treffend ein guter, selbst für Geschenke sehr empfänglicher Kenner der Kurie, Johann von Blankenfeld aus Berlin, am 18. März 1513, und zwar durfte man nicht etwa mit Kleinigkeiten aufwarteten. Einem Kardinal weniger als 50 Dukaten, etwa 2500 bis 3000 Mark, zu verehren, „war nicht ansehnlich“. Alles wurde gekauft und verkauft, sogar, wie die Vorgänge bei der Wahl Alexanders VI. und Julius II. zeigen, das Papsttum. Battista Mantovano konnte daher es wagen, öffentlich der Kurie vorzuhalten: *venalia nobis tempa, sacerdotes, altaria, sacra corona, ignes, thura, preces, coelum est venale Deusque!* [Mutian, Briefwechsel 2, S. 104, von 1514: „Romae quid non venale?“] Blankenfeld bei Schnöring, S. 15: „Zu Rom ist nichts schlimmer, geringer und wiederum mehr geachtet denn Geld.“] Diese Habfsucht war zum Teil eine Folge des fasssam bezeugten ungeheuerlichen Luxus der Kardinäle und anderer hoher Prälaten. Der Mönch Luther konnte davon freilich im Januar 1511, wo keiner dieser Herren in Rom Hof hielt, eine vollständige Anschauung nicht erhalten. Aber er sah doch die kolossalnen neuen Kardinalspäläste, insbesondere den Palazzo Venezia, den Palazzo Riaro und die Paläste an der Piazza S. S. Cavalli, und schloß von diesen prachtvollen Behausungen ganz zu treffend auf die Lebensweise der vornehmen Lebenskünstler, die sich den Senat der Kirche nannten. Endlich hat der Reformator auch allerlei von der Unsittlichkeit der römischen Klerikrei gehört. Manches davon war zweifellos übertrieben. Ganz so schlimm waren Alexander VI. und die Vorjas doch nicht gewesen, wie alle Welt jetzt behauptete, und ganz so übel stand es kaum mit den Lebensgewohnheiten der Kardinäle, wie man dem jungen Deutschen zuraunte. Aber die Zustände waren doch derartig, daß die wildesten Gerüchte nicht unglaublich erschienen. Papst Julius II. trug dazu nicht wenig bei. Er ging in seinem Tod-

häß gegen die Vorjas so weit, daß in seiner Gegenwart ein Prediger öffentlich Alexander VI. als ein mit allen erdenklichen Lastern behaftetes Ungeheuer schildern durste (Pastor 3, S. 754).] Es kann daher recht wohl sein, daß in Rom in den Kreisen, in denen Luther verkehrte — es werden wohl meist Deutsche gewesen sein —, die Kardinäle, qui mulierum consuetudine fuerint contenti, geradezu gelobt wurden, denn an der allgemeinen Hurenwirtschaft nahmen diese Kurialen gar keinen Anstoß. Auch wer sich mit verheirateten Frauen abgab, hielt sich, wie das Beispiel Aleanders zeigt, entschieden für besser und anständiger als die „vielen von den Unfrigen, qui puerilia sectantur“. [Aleander, Brief vom 25. Januar 1518: „In Venere expendi — potuisse et alias conducere amicas, sed Neapolis me deterret neque aliter potest Romae fieri. Sic cardinales, sic severissimi rotae auditores, sic *omnes* faciunt praeter eos, qui puerilia [das griechische Laster] sectantur, quos Diabolus capiat. Ego enim, *etsi Italus* [!], semper tamen sum id vitium abominatus, in quo doleo multos hic ex inferioribus et *nostratibus*, ut audio, esse oculis tenus infectos.“ Also Aleander meint: wer nicht wie er mit Weibern sich zu schaffen macht, puerilia sectatur. — Die Dirnenwirtschaft der Päpste, Kardinäle und Kleriker in Rom um die Zeit der Romreise Luthers sowie auch die weite Verbreitung des griechischen Lasters und der Lustseuche behandelt Böhmer in dem Abschnitt dieses Kapitels, der die Zeitgenossen Luthers über die sittlichen und religiösen Zustände in Rom zu Worte kommen läßt.]

Daß es in dieser verlotterten Gesellschaft auch anständige und pflichttreue Priester gab, hat auch Luther nicht bestritten. Er nennt selbst mit Auszeichnung mehrere Prediger, die noch vor dem Wiederaufgang des Evangeliums mutig der herrschenden Verderbnis entgegentreten seien, darunter den General seines eigenen Ordens, Egidio Canisio, und den Minoriten Ludwig (von Fossonbrone?). Allein diese wenigen ernsten und fittenstrengen Männer konnten, wie er richtig bemerkt, damals nichts ausrichten. Sie verschwanden noch ganz, nicht nur für das Auge der Fremden, sondern auch der Italiener, wie die charakteristischen Urteile Bembos [Bembos von Luther, Mathesius, Tischr. 711 d, zitierte Verse: Vivere, qui sancte vultis, discedite Roma! Omnia hic licent, non licet esse probum], Vettoris, Sigismondi Tizios, Terranis, Giovanni Andrea Pratos und Michelangelos zeigen, hinter der Überzahl der scurrae, goliardi, concubinarii, lenones cinaedi, mangones, simoniaci. Diese waren es, welche in den Tagen Julius' II. und Leos X. völlig die geistliche Physiognomie der ewigen Stadt und Italiens bestimmten. Die Reformer gewannen erst seit dem Sacco di Roma (Mai 1527) allmählich Raum, aber sehr allmählich. Noch Lohola klagt 1538 beweglich in einem Briefe aus Rom, wie ausgedörrt hier der Boden für gute Früchte sei, wie überreich an bösen, und inzwischen war doch schon manches besser geworden, insbesondere an der Kurie selber. Man könnte hiergegen vielleicht einwenden, daß es zu Beginn des 16. Jahrhunderts

eigentlich überall in der Kirche so traurig aussah. Daran ist etwas Richtiges. Die Zustände waren in der Tat überall schlimm. Aber nirgends war das öffentliche Gewissen doch so stumpf, nirgends das Laster so frech, die Frivolität, die Pflichtvergessenheit und moralische Verkommenheit des geistlichen Standes so ungeheuerlich, wie in Italien und hier wieder speziell in dem „heiligen Rom“. [Ein Beweis dafür ist doch auch, daß der Arzt Girolamo Fracastoro mit seinem Lehrgedicht über die Syphilis, welche er dem mit so vielen Freunden bedachten päpstlichen Notar Bembo widmete, unter Leo X. einen solchen Erfolg davontragen konnte, daß selbst Sannazaro erklärte: Ich bin besiegt. Dieser „Dichter“ spielte überdies auch unter Paul III. noch eine gewisse Rolle als Arzt des Konzils von Trient.]

Man kann mithin nicht sagen, daß die Eindrücke, die Luther aus Rom mit nach Hause gebracht hat, falsch oder auch nur einseitig gewesen seien. Sie entsprechen vielmehr durchaus den Tatsachen und zugleich, was für uns noch wichtiger ist, den Eindrücken anderer, namentlich anderer nordischer Romfahrer jener Tage. Philipp von Burgund, Erasmus, Friedrich Fischer, der ungenannte Rheinländer, den Francisco Bettori in Deutschland kennen lernte, Bartolomé Torres de Navarro und noch die Gewährsmänner, denen der Prior Kilian Leib von Rebdorf seine Kenntnis der römischen Dinge verdankt, urteilen ebenso. Auch Kochläus und Eck äußern sich sehr viel schärfer, als man für möglich hält. Es war wirklich so, wie Papst Adrian VI. am 1. September 1522 den Kardinälen vorhielt: die ganze Welt sprach von den Lästern Roms.

So weit Böhmer, der schließlich noch hinweist auf die Tatsache, daß nicht alle Mitteilungen und Urteile Luthers über Rom und Italien auf seine eigenen Erlebnisse zurückzuführen sind, sondern zum Teil auf das, was er später über Rom gelesen und gehört hat, insonderheit von Tischgenossen seines Hauses, von denen sich manche jahrelang in Italien aufgehalten hatten. Zu diesen gehörten: Lizentiat Liborius in Magdeburg; der Edelmann Gustav von Schlieben, der fünf Jahre in Italien geweilt hatte; Cordatus, der etwa zur selben Zeit wie Erasmus in Rom und Ferrara studiert hatte; der Bremer Syndikus Dr. Johann von der Wick, der als ein besonders guter Kenner der Kurie galt; Dr. H. Schneidewin, Dr. Basilus Monner und andere. Diese erzählten neben harmlosen Historien von Land und Leuten auch „grauenhafte Geschichten von der Unsitlichkeit, der Frivolität, dem religiösen Nihilismus, der Ignoranz, der Habgier, der Treulosigkeit der Welschen, insbesondere der welschen Klerisei“. Heinrich Schneidewin behauptete z. B. geradezu: „In Italien darf jeder glauben, was er will. Die Italiener huldigen entweder dem finsternsten Aberglauben, oder sie sind ‚Epikureer‘, das ist, religiöse Nihilisten, die von einer Auferstehung der Toten und von einem ewigen Leben nichts wissen wollen.“ Auch in gutkatholischen Kreisen kursierten diese Erzählungen. Sagte man doch selbst Leo X. nach, daß

er die Beweisführung eines Philosophen gegen die Unsterblichkeit lobend anerkannt habe usw. Und fachlich passten diese Erzählungen ganz zu dem, was Luther selber erlebt hatte, und fanden zudem ihre Bestätigung durch die Beschlüsse des Laterankonzils vom 19. Dezember 1513, in welchem die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele förmlich als Glaubensartikel definiert wird. Luther hatte also keinen Grund, an der Zuverlässigkeit der Berichte seiner Gewährsmänner auch über den offensbaren Unglauben in Italien zu zweifeln. Und obwohl Böhmer der Ansicht ist, daß hier manche Übertreibungen vorliegen mögen, so muß er doch auch mit Bezug auf diesen Punkt bekennen: „In der Tat! es stand in dieser Beziehung schlimm in Italien, schlimm zweifellos auch in Rom.“ (S. 155 ff.) — Vielleicht werden wir später einmal die Gelegenheit wahrnehmen, in „Lehre und Wehre“ auch einige Auszüge mitzuteilen aus den obenerwähnten interessanten Berichten der Zeitgenossen Luthers über die sozialen, sittlichen und religiösen Zustände in Rom unmittelbar vor und nach der Zeit, als Luther in dem „heiligen Rom“ seine Erfahrungen machte.

F. B.

Waren die Patriarchen Fetischdiener? *)

Über die neueren Verhandlungen auf dem Gebiete der alttestamentlichen Religionsgeschichte ist auch in weiteren Kreisen dies bekannt geworden, daß ein Hauptpunkt des Streites sich um die Frage gedreht hat, ob die Propheten des achtzen Jahrhunderts die eigentlichen Schöpfer der wahren Religion Israels gewesen sind. Nachdem in bezug auf diesen Streitpunkt der Angriff abgeschlagen, diesen Propheten die Stellung von Reformatoren zurückerobernd und Moses wieder seine grundlegende Stellung zurückgegeben worden ist, ist die religionsgeschichtliche Verhandlung sofort in eine neue Debatte eingetreten. Die brennendste

*) „Die Patriarchen waren Fetischdiener.“ Das ist eine der jüngsten Behauptungen der ungläubigen „Wissenschaft“. Dr. Ed. König, Professor in Bonn, der zwar nicht an der altchristlichen Lehre von der Inspiration der Bibel, wohl aber an ihrem Offenbarungcharakter festhält, hat sich die Bekämpfung dieser wie mancher andern radikalen Anschanungen zur Aufgabe gemacht. Mit Bezug auf seinen Kommentar zum ersten Buch Moses, „Die Genesis, eingeleitet, übersetzt und erklärt“ (erschienen bei Bertelsmann in Gütersloh), bemerkt König selber: „Da ist es mir ein Hauptanliegen gewesen, auch das geschichtliche Dasein der Erzväter und die religionsgeschichtliche Bedeutung Abrahams und der andern großen Träger der wahren religiösen Erkenntnis in das richtige, das heißt, biblische, Licht zu stellen.“ Wie Dr. König die Frage, ob die Patriarchen Fetischdiener waren, behandelt, zeigt die folgende Ausführung, die wir mit nur etlichen in eckigen Klammern beigefügten Fragezeichen der „Evangelischen Kirchenzeitung“ von diesem Jahre, Nr. 9, entnehmen.

F. B.

Frage der Gegenwart ist die, ob die wahre Religion Israels in der Patriarchenreligion ihre erste Stufe besessen hat. Ein Versuch, diese Frage zu beantworten, wird gewiß auch bei den Lesern dieser Blätter auf Interesse hoffen dürfen.

Die neuesten Darsteller der Religionsgeschichte Israels oder überhaupt der Geschichte dieses Volkes schreiben einfach, daß die Patriarchen „die altsemitische Religion“ besessen hätten, wie es in Martis Geschichte der israelitischen Religion dem Berichte von Jos. 24, 2 f. usw. zum Trost heißt, oder sie lassen die Patriarchen auf der Stufe des Ahnenkultes und des Fetischismus stehen, wie Stade und Kautsch in ihren Biblischen Theologien, § 14, bzw. S. 13 f., sich ausdrücken, wenn man es nicht vorzieht, über Abrahams religiöse Stellung ganz zu schweigen, wie es Alb. C. Knudsen in „The Religious Teaching of the Old Testament“ (New York 1919) tat. Aber wie kommt man denn zu der besonders auffallenden Behauptung, daß die Patriarchen Fetische angebetet hätten? Diese meint man auf den Vorgang aufbauen zu sollen, der in der Geschichte Jakobs nach seinem Traum von der Himmelsleiter berichtet ist (1 Mos. 28, 16 ff.). Untersuchen wir also diese Erzählung!

Nun, nach ihr hat Jakob den Stein, den er während jener Nacht bekanntlich zu seinem Kopfplatz gemacht hatte, als eine Säule aufgerichtet. Aber genau ebenso wird erzählt, daß er einen Stein als ein Zeichen der Erinnerung an den mit Laban geschlossenen Vertrag aufstellte, und dieser Stein ist im Texte ganz ebenso wie der von 28, 18 genannt in 31, 45. Folglich braucht auch die Säule von 28, 18 nur ebenso ein Denkstein der Erinnerung an ein außerordentliches Erlebnis zu sein.

Ferner goß Jakob Öl oben auf den Stein. Aber dies ist bloß ein Ausdruck für „salben“, weil dieses anderwärts (1 Sam. 10, 1 bei der Salbung Sauls) auf genau dieselbe Art ausgedrückt wird, und weil in der Parallelstelle zu 28, 18 für „und er goß Öl oben auf den Stein“ geschrieben ist „und er salbte ihn“ (31, 13). Das Salben bezeichnet aber auch an andern Stellen einen Akt der Weihung, wie z. B. in 2 Mos. 29, 36 gesagt ist, daß Moses „den Altar salben soll, daß er geweiht werde“. Folglich ist es willkürlich, wenn man das Salben von 1 Mos. 28, 18 nicht als ein Mittel des Weihens auffaßt. Höchstens könnte in dem Aufgießen von Öl auch ein Opfer gesehen werden, weil Jakob nach 35, 14 auf eine Säule bei Bethel ein Trankopfer ausgegossen hat. Dann wäre der Stein von 28, 18 als ein solcher primitiver Altar betrachtet, wie er in Richt. 6, 20 usw. erwähnt wird, und das Opfer würde dann der Gottheit gegolten haben, die sich Jakob im Traum enthüllt hatte. Auch dieses Opfer würde nicht etwa einem Gotte dargebracht worden sein, der in jenem Stein als seinem Fetisch gewohnt hätte. Denn während kein Bestandteil des Textes für diese fetischistische Auffassung jenes Steines gesprochen hat, wie soeben gezeigt

worden ist, erheben mehrere Bestandteile des Textes ausdrücklich ihre Stimme gegen die Beurteilung jenes Steines als eines Fetischen.

Vor allem lautet ja der Ausruf Jakobs nicht: „Wie furchtbar ist dieser Stein!“ sondern: „Wie furchtbar ist dieser Ort!“ (V. 17.) Ferner: mit dem nächsten Satz: „Und dies ist das Tor des Himmels“ drückte er seine Freude darüber aus, daß er an diesem Orte einen Blick in die jenseitige Welt habe tun dürfen. Mit diesem „Tor des Himmels“ kann aber natürlich nicht der Stein gemeint sein. Sodann benannte Jakob auch nicht den Stein, sondern „diesen Ort“ als Bethel (V. 19), wie der Text auch weiter durch den Zusatz bezeugt, daß dieser Ort früher den Namen „Luis“ besessen habe. Der Stein ist aber endlich auch in V. 22 nicht „Haus Gottes“ genannt, obgleich dies z. B. in dem „berühmten“ Buche „Die Religion der Semiten“ (von William Robertson Smith), S. 155, ausdrücklich behauptet wird. Vielmehr steht in V. 22: „und dieser Stein soll zu einem Gotteshaus werden“. Denn wenn die Meinung des Textes wäre, daß eine Gottheit in diesem Stein wohne, wie es doch Smith und mit ihm viele Neuere voraussehen, so würde die Aussage von V. 22 unsinnig sein. Denn nach dieser Voraußersetzung würde dieser Stein schon und stets ein Gotteshaus sein, und der Text könnte also nicht mit Marti übersetzt werden: „dieser Stein soll ein Gotteshaus sein“. Der Stein würde ja nicht erst dann ein Gotteshaus sein, wenn Jakob glücklich zurückkehrte. Als „Fetisch“ würde er ja schon damals ein Gotteshaus gewesen sein.

Die richtige Übersetzung jener Worte ist einzig diese: „Dieser Stein soll ein Gotteshaus werden“, und diese Übersetzung kann nicht mit Kautsch in seinem Bibelwerk gedeutet werden mit: „die Stätte soll dann als Wohnsitz Gottes von mir verehrt werden“. Denn erstens ist damit der Stein beiseite geschafft, und zweitens ist auch das „werden“ umgedeutet, ist mit der fetischistischen Auffassung jenes Steines erfüllt worden, die nachgewiesenermaßen durch keinen Bestandteil des Textes ausgesagt, aber durch so viele Bestandteile desselben verhindert wird.

Dies geschieht ja ferner auch durch den Parallelbericht in 35, 14, wonach Jakob auf eine Säule bei Bethel ein Trankopfer ausgegossen hat, in dem die Säule als ein einfacher Altar, wie sie in der älteren Zeit mehrfach erwähnt werden, betrachtet ist. Ein ebensolches Hindernis bietet endlich auch noch der Abschnitt 35, 1—4. Da wird nämlich erzählt, daß Jakob bei seiner Rückkehr aus Mesopotamien die Gottesbilder und sonstige Dinge sich von seiner Familie und dem Gesinde hat aussiefern lassen, die etwa mit dem Götzendienst oder mit der Bauerei zusammenhingen. Diese Dinge aber hat Jakob dann vergraben. Nun gehört jene Stelle 28, 17 ff. auch überdies mit 35, 1—4 zu ebenderselben Quellenströmung [?] in den Büchern Mosis, wie z. B. auch in Kautsch' Bibelwerk anerkannt ist. Da ist es doch ein offenkundiges Unrecht, wenn ebenderselben Erzähler, der nach 35, 1—4

den Patriarchen die auf den Gözendifest bezüglichen Besitztümer seiner aus Mesopotamien kommenden Familie vergraben hat, die Meinung zugeschrieben wird, daß der Patriarch selbst in 28, 17 ff. einen Fetisch verehrt habe.

Was nun mag, trotzdem daß nach dem Wortlaut des Textes 28, 17 ff. und nach seinem Zusammenhang der fetischistische Sinn jenes Steins ausgeschlossen ist, doch neuerdings manche zu der Meinung veranlassen, daß jener Stein von Jakob als ein Fetisch betrachtet worden sei? Dieser Anlaß wird uns enthüllt werden, wenn wir hören, was man neuerdings zum mindesten sagt, nämlich: „der Ölguß in V. 18“ ist kein Trankopfer mehr. Die naive ältere Auffassung blickt aber noch deutlich (V. 22 und besonders 35, 7) durch. So ist die gegenwärtig weithin herrschende Meinung z. B. von Kautsch in seinem Bibelwerk und in seiner Biblischen Theologie, S. 14, formuliert worden. Aber prüfen wir doch diese Behauptung!

Inwiefern denn soll er stens aus 28, 22 noch deutlich eine ältere Auffassung durchblicken? Kautsch meint, es beweisen zu können, indem er die Aussage „dieser Stein soll ein Gotteshaus werden“ in den Satz „diese Stätte soll dann als Wohnsitz Gottes von mir verehrt werden“ umwendet. Aber dies ist, wie schon oben einmal berührt werden mußte, eine ganz unerlaubte Wegschaffung des Steines, eine Umdeutung, die nur mit Gewalt den vorausgesetzten fetischistischen Sinn jener Stelle zur Geltung bringen will.

Sodann, inwiefern soll zweitens aus 35, 7 die ältere Ansicht noch hervorblicken? Dort lesen wir von Jakob: „Und er baute dort einen Altar und nannte den Ort „Der Gott von Bethel.““ Aber dies bedeutet: „der Gott, der sich in Bethel kundgegeben hat“, wie die Fortsetzung: „denn dort hatte sich ihm die Gottheit enthüllt“ es verlangt. Diese Benennung der erwähnten Opferstätte mit „Der Gott von Bethel“ enthält nur die dankbare Erinnerung daran, daß Gott einstmais diesen Ort — aus Erbarmen mit dem so einsam in die Fremde wandernden Jüngling — als Erscheinungsstätte gewählt hatte. Aber eine Gleichsetzung des Ortes mit der Gottheit darf dem Erzähler, der Gott vom Himmel her sich enthüllen läßt (21, 17 usw.), nicht zugestraut werden. Also bemerkt Kautsch mit Unrecht in seinem Bibelwerk bei 35, 7, diese Stelle „zeige, daß das *numen loci* 28, 17 ff. auch für den Elohisten noch unvergessen“ sei. Nein, der Erzähler wollte nicht von einem „Lokalgott von Bethel“ sprechen. Vielmehr beruht die von Neueren, wie z. B. Kautsch, beliebte Gleichsetzung jener Opferstätte mit der Gottheit nur auf der Voraussetzung, daß die Patriarchenreligion auf der Stufe des Fetischismus gestanden habe.

Endlich mag drittens das moderne Dogma über Jakob als einen Fetischdiener auch durch den Ausdruck massébe, was bei Kautsch und andern durch das undeutliche Wort „Malstein“ ersetzt wird, veranlaßt worden sein, indem die Auffstellung einer massébe später ver-

boten wurde, und es scheinen könnte, als wenn eine massive früher etwas Irreligiöses oder Heidnisches gewesen sei. Aber die Untersuchung, die über diesen Gegenstand mit Berücksichtigung aller Stellen und der gesamten neueren Literatur in meiner Geschichte der alttestamentlichen Religion (1915), S. 115 ff., geführt worden ist, hat folgendes Ergebnis zutage gefördert: Eine massive oder Säule, die auch bei den Phöniziern eine Säule, und zwar meistens eine Grabsäule ist, hatte ursprünglich einen religiös gleichgültigen Sinn. Sie bezeichnet einen Denkstein, den die dankbare Erinnerung an eine bedeutsame Erfahrung auf dem weltlichen oder dem religiösen Gebiete wach erhalten sollte. Deshalb sind solche Säulen in der elohistischen Strömung [?!] der Bücher Moses noch oft und als ganz unanständig erwähnt. Aber später wurde eine solche Säule von denen, die zum kanaanistischen Kultus hingüberneigten, leicht wie ein Obelisk als ein Strahl des Sonnengottes Baal gedeutet und mußte deshalb von den Vertretern der zu Recht bestehenden Religion Israels vermieden werden, wie wir es in den Abschiedsreden Moses sehen, wo es heißt: „Du sollst dir keine Säule aufrichten, welche der Herr, dein Gott, hasset“ (5 Mos. 16, 22).

Folglich kann auch der Umstand, daß in jener Stelle 1 Mos. 28, 17 ff. von einer Säule die Rede ist, nicht einen Anlaß bilden, jener Erzählung einen fetischistischen Sinn zuzuschreiben. Der dort schreibende elohistische [?] Erzähler hat in der Säule nur einen von den zu seiner Zeit noch unverbotenen Denksteinen gesehen.

Von dem in den alttestamentlichen Quellen vorliegenden Sinn eines solchen Steines aber in eine vorgeschichtliche Zeit zurückzugreifen, das ist eine von den falschen Auslegungsmethoden, die leider jetzt vielfach beliebt sind. Diese Methode ist natürlich ebenso zu verwirfen wie das Verfahren, die in den alttestamentlichen Schriften auftretenden Erscheinungen aus dem jetzt genannten Milieu zu erklären, also nach dem zurechtzuschneiden, was in der allgemein semitischen oder sonstigen Kultur des Altertums gefunden wird. Denn dieses Verfahren setzt voraus, daß die wahre Religion Israels keine Eigenart besessen haben könne. Diese Voraussetzung ist aber der Ruin der Kulturgegeschichtlichen Forschung. Denn wenn nicht mehr das Eigenartige in den Quellenberichten beachtet und geschützt werden soll, dann braucht man gar keine Quellen für die Geschichtsschreibung mehr. Dann kann man sich den Geschichtsverlauf selbst nach einer vorausgesetzten Schablone konstruieren, wie es neuerdings auch wirklich oft in bezug auf Israels Religionsgeschichte geübt worden ist und immer noch weiter geübt wird.

Dieses Bestreben hängt mit der darwinistisch angehauchten Grundrichtung der neueren Kulturgechichtsforschung zusammen, die sich auch in der Wellhausenianischen Richtung mancher Gelehrten auf dem Gebiete des alttestamentlichen Schrifttums eine energische Jüngerschar erworben hat. Nach deren Grundanschauung soll die Entwicklung durchaus von unten nach oben gegangen sein und soll auch in der wahren

Religion Israels nicht ein Lichtstrahl von oben her aus der jenseitigen Welt aufgeleuchtet sein. Infolgedessen sind diese Gelehrten geneigt, immer hinter den Text zu blicken, um angeblich ursprüngliche Anschauungen zu entdecken und die wahre oder mosaisch-prophetische Religion aus einer sogenannten „Volksreligion“, die in der Bibel als Abfall von Gott bezeichnet wird, abzuleiten.

Literatur.

John Wyclif. "The Morning Star of the Reformation." Illustrated. *William Dallmann.* Third Printing. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. Cloth. (50 cts.)

In dieser kurzen, trefflichen, mit 12 Bildern geschmückten Biographie heißt es mit Bezug auf Wyclifs Lehre vom Abendmahl: "In the spring of 1381 he [Wyclif] put forth his powerful Twelve Theses on the Eucharist, in which he denies that the bread is destroyed after consecration; it does not cease to be bread, though Christ's body is present, really, not locally, but sacramentally, as really as the bread, in a sacramental coexistence." "as Christ is at once God and man, so the Sacrament is at once Christ's body and bread, bread in a natural manner, Christ's body in a sacramental manner." Dieser interessante Punkt in der Lehrstellung Wyclifs verdient eine ausführlichere Darstellung und Begründung.

F. B.

American Lutheran Publicity Bureau (22—26 E. 17th St., New York) hat uns folgende Traktate zugehen lassen: 1. "Am I Converted?" By Theo. Graebner.—2. "Baptism." By Theodore Kuehn.—3. "The Bible Church." By Arthur Brunn.—4. "What is This Evolution?"—5. "The Glories of the Lutheran Church." By Arthur Brunn.—6. "This Do! How Often?" A Communion Tract.—Den Preis betreffend lesen wir: "As God supplies our need, we publish our tracts and send them out free to those who will prayerfully and carefully distribute them. Friends who wish to do so may send postage for mailing."

F. B.

Lutheran Book Concern, Columbus, O. hat uns zugesandt: 1. "Fröhliche Weihnacht!" Weihnachtsliturgie für christliche Gemeinde- und Sonntagschulen. 2. "Sweet Fields of Bethlehem." A Christmas service for Sunday-schools. (Preis: Je 6 Cts.; Dutzend: 60 Cts.; 100: \$4.50.)

F. B.

Johannes v. Hoffmann. Ein Beitrag zur Geschichte der theologischen Grundprobleme, der kirchlichen und der politischen Bewegungen im 19. Jahrhundert von Lie. Dr. Paul Wapler, Oberlehrer in Magdeburg. Mit Hoffmanns Bildnis. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig. M. 18; geb. M. 20. 200% Valutazuschlag.

Auch in unserer Mitte ist Hoffmann keine unbekannte Größe. In den dogmatischen, ezegetischen und andern Vorlesungen, wie sie seit Ursprung unsers Seminars in St. Louis gehalten worden sind, ist auch Hoffmanns Name immer wieder genannt worden. Auch ist „Lehre und Wehre“ wiederholt und zuweilen ausführlicher auf Hoffmann und seine Theologie eingegangen. Als ein treuer Vertreter des genuinen Christentums und ein rechter Repräsentant des alten Luthertums wurde dabei freilich Hoffmann nicht gewertet. Während in Deutschland seine Theologie von vielen bewundert wurde als ein genialer und großartiger theologischer Fortschritt und eine gewaltige Fortentwicklung der lutherischen Lehre, fand Hoffmann in Walther, Stöckhardt und andern entchiedene Kritiker, die der lutherischen Kirche die unüberbrückbare Kluft, die zwischen Hoffmanns „wissenschaftlicher Theologie“ und der alten lutherischen Schrifttheologie bestand, nicht verhüllten. Waren es doch, von andern abgesehen, gerade die beiden Grundpfeiler, auf welchen das ganze christliche Gebäude ruht, die Hoffmann ins Wanken und Schwanken zu bringen suchte, nämlich die lutherische

Lehre vom Schriftprinzip und von der stellvertretenden Genugtung Christi. Wer sich nun mit dem Leben, dem Wirken und den Schriften v. Hofmanns etwas eingehender bekannt machen möchte, der wird nach dieser Biographie greifen. Alle, die sich interessieren für die deutschländische lutherische Theologie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, im Gegensatz zu welcher die Missouri-Synode bemüht gewesen ist, das echte alte Luthertum zu verteidigen und aufrechtzuerhalten, werden auch diese Darstellung Dr. Waplers, die freilich nicht vom missourischen Standpunkte aus geschrieben ist, willkommen heißen. Der Inhalt des Buches zerfällt in folgende Kapitel: 1. Die Nürnberger Heimatjahre; 2. Der Student; in Erlangen 1827—1829, in Berlin 1829—1832; 3. Lehrtätigkeit in Erlangen 1832—1842; 4. Lehrtätigkeit in Rostock 1842—1845; 5. Die Zeit des Aufstiegs in Erlangen 1845—1851; 6. Der Schriftbeweis; 7. Die Blütezeit der Erlanger Fakultät 1851—1863; 8. Der Politiker 1863—1869; 9. Tätigkeit von 1870—1877.

F. B.

Das Deuteronomium, eingeleitet, übersetzt und erklärt von Edmund König, Dr. litt. Semit., phil., theolog., ordentlichem Professor und Geheimem Konsistorialrat in Bonn. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig. M. 15; geb. M. 20 + 200% Valutazuschlag.

Es ist dies der dritte Band des von D. Ernst Sellin in Kiel herausgegebenen Kommentars zum Alten Testament. Neben König und Sellin arbeiten an demselben auch folgende, zu den konservativen gerechneten Professoren und Doktoren: H. Alt in Basel; Bröhl in Groningen; Fr. Bahl in Kopenhagen; W. Caspary in Breslau; J. Herrmann in Rostock; G. Hölscher in Halle; R. Kittel in Leipzig; C. Prosch in Greifswald; W. Rothstein in Münster; W. Stärf in Jena; P. Volz in Tübingen und Fr. Wilke in Wien. Selbstverständlich vertritt keiner von diesen Theologen (auch D. König nicht) den altlutherischen und biblischen Standpunkt, nach welcher die ganze Heilige Schrift in allen ihren Teilen das irrtumslose Wort Gottes selber ist. Mit Recht gelten jedoch diese Exegeten als konservativ, insofern nämlich als sie den Offenbarungscharakter der Bibel festhalten und entschieden Front machen gegen die radikalen Geister, die jeden Jesuitentriebszug aus der Bibel auszumerzen sich bemühen und absolut alles in der Bibel und in der Geschichte Israels diesseitig und natürlich orientiert sein lassen oder einfach für Fabeln und Mythen erklären, wie der berüchtigte Friedrich Delitzsch früher in seinem „Babel und Bibel“ und jetzt in seiner noch bedeutend radikalseren Schrift „Die große Täuschung“. In welcher Weise D. König in seinen Kommentaren gegen diese Geister vorangeht, zeigt z. B. seine Antwort auf die Behauptung, daß die Patriarchen Fetischdiener waren, die wir an einer andern Stelle dieser Nummer bringen.

F. B.

Rudolf von Bargula, der Schenk zu Saarstedt. Ein thüringer Lebensbild aus dem dreizehnten Jahrhundert. Von Johannes Renatus. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig. 370 Seiten. M. 10.65 + 200% Valutazuschlag.

Es ist dies eine edle, interessierende und fesselnde Erzählung, berechnet für die reisere Jugend. Sie versetzt uns lebhaft in das bürgerliche, politische und kirchliche Leben und Treiben des Mittelalters. Auch Walther von der Vogelweide spielt eine Rolle in dem hier entworfenen Kulturbilde, dessen eigentlicher Zweck offenbar die Schilderung uralter, echt deutscher Art und Sitte ist. F. B.

Der Verlag von Johannes Herrmann, Zwicker, Sachsen, macht insonderheit aufmerksam auf die herrlichen Erzählungen für Jugend und Volk von Marg. Lenk († 30. Oktober 1917), der „Königin der Jugendliteratur“. Zu diesen Schriften, die sich auch vortrefflich eignen für den Weihnachtstisch, gehören die folgenden: 1. Der Findling. Eine Erzählung aus der Zeit der Reformation. Illustr. Neu-Auflage. (\$1.50.) 2. Des Pfarrers Kinder. Erzählung aus der Zeit des 30jähr. Krieges. 5. Aufl. Illustr. (\$1.50.) 3. Des Goldschmieds Lötterlein. Eine Erzählung aus der Reformationszeit. 2. Aufl. (\$1.50.) 4. Lenas Wanderjahre. 2. Aufl. Illustr. (\$1.50.) 5. Treue Herzen. 3. Aufl. Illustr. (\$1.50.) 6. Des Waldbauern Friedel. 2. Aufl. Illustr. (\$1.) 7. Sturm und Sonnenschein. 3. Aufl. (\$1.) 8. Kinderherzen. 4. Aufl. Illustr. (\$1.20.) 9. Seemöwen u. and. Erzählungen. 2. Aufl. (\$1.) 10. Licht und Schatten. 2. Aufl. (75 Cts.) 11. Die Zwillinge. 4. Aufl. (75 Cts.) 12. Aus meiner Kindheit. Jugenderinnerungen. 2. Aufl. (75 Cts.) 13. Fünfzehn Jahre in Amerika.

(75 Ets.) 14. Drei Wünsche. 3. Aufl. (\$2.) 15. Siegmund. — Auf See-
löwigs Thron. (\$1.) 16. Im Dienst des Friedfürsten. 3. Aufl. (75 Ets.)
17. Ein Kleblatt. 4. Aufl. (85 Ets.) Die „Zeitschrift für den deutschen Unter-
richt“ schreibt: „Die Lentschen Schriften, die in der Tat zum Besten zu rechnen
sind, was für deutsche Kinder geschrieben worden ist, enthalten einfache Geschich-
ten, in denen Kindergestalten den Vordergrund einnehmen, fesselnd durch inneres
Leben, durchweht von echtem, gesundem Christeninn und einer herzlichen Poesie.
Eigentlich behagliche, doch niemals langweilende Erzählung, eine in aller Schlich-
heit sprachlich vollendete Darstellung, liebenswürdiger Humor, warmes Gefühl
und eine ganz hervorragende Gabe der Charakterisierung — das alles erhebt diese
Dichtungen einer deutschen Pfarrersfrau zu Meisterstücken, die gar wohl geeignet
sind, armen und reichen Kindern auf den Tisch gelegt zu werden. Auch zur An-
schaffung für Volks- und Schulbibliotheken eignen sie sich vortrefflich.“ Zuges-
sandt ist uns von obigen Schriften „Des Pfarrers Kinder“, die wohl zum Besten
gehört, das Marg. Lent geschrieben hat. Auch von der Presse in Deutschland ist
diese Schrift in jeder Hinsicht empfohlen worden. „Die Schreiberin“, sagt selbst
„Daheim“, „kennt offenbar das kindliche Gemüt gar gut und versteht es, mit
seinem Seelenverständnis zu schildern.“ Das „Frankfurter Journal“ bemerkt:
„Wer unserer Jugend mit gediегener, Geist und Herz in gleicher Weise bildender
Lektüre dienen will, wird diesen Zweck mit Marg. Lents Schriften voll und ganz
erreichen.“ — Erhalten haben wir vom Herrmannschen Verlag noch folgende kleine
Erzählungen: 1. „Dummerchen.“ Von Berta Mercator. 2. „Das stille Kind.“
Von Berta Mercator. 3. „Die kleinen Meistersänger.“ Von Marg. Lent.
4. „Man bittet, start zu klingen!“ Von Marg. Lent. (Preis: je 8 Ets.) Zu
beziehen vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. F. B.

Kirchlich- Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Aus der Synode. Wir fürchteten, und wir haben dieser Befürchtung auch in „Lehre und Wehre“ Ausdruck gegeben, daß die reichlichen und finanziell günstigen Arbeitsverhältnisse manche jungen Leute vom Eintritt in unsere kirchlichen Lehranstalten abhalten würden. Unsere Befürchtungen haben sich, Gott sei Dank, nicht bewahrheitet. Es sind, von Porto Alegre und den Negercolleges abgesehen, über 500 neue Schüler eingetreten, so daß die Zahl der Schüler und Studenten auf den synodalen höheren Schulen wieder 2000 überstiegen hat. Nur etwa sechs Prozent von dieser Gesamtzahl bereiten sich nicht aufs Predigtamt oder Schulamt vor. Daz in St. Louis dieses Jahr etwa zehn Studenten weniger als letztes Jahr das Studium der Theologie begonnen haben, braucht uns nicht zu entmutigen, zumal wir einige der diesjährigen College-Abiturienten noch nächstes Jahr für das theologische Studium erwarten können. Weil die Detroiter Synode Privatarbeit der Studenten außerhalb der Anstalt zum Zweck der Besteitung der Studienkosten verboten hat, so haben solche College-Abiturienten, die finanziell un-
bemittelt sind, aber auf eigene Kosten studieren möchten, temporär einen bürgerlichen Beruf ergriffen. Sie erklären aber, daß sie das Predigtamt im Auge behalten. — Der zukünftige Platz für die St. Louisser Anstalt ist noch nicht endgültig bestimmt. Der Verwaltungsrat der Synode (Board of Directors) war zwar vor einigen Wochen in St. Louis und hat sich etwa ein Dutzend Plätze in und bei St. Louis angesehen. Wir begreifen aber, warum er die endgültige Entscheidung noch um einige Wochen hinausgeschoben hat. Es handelt sich nicht bloß um die Preise der Plätze, sondern es handelt sich

um die sorgfältige Erwägung der Vorteile und Nachteile, die die einzelnen Plätze für unsere theologische Lehranstalt darbieten würden. Vorläufig können wir auch noch an der südlichen Jefferson-Avenue unser Leben fristen, da etwa ein Fünftel der Studenten, namentlich zur Aushilfe in der Schule und im Predigtamt, abwesend ist.

F. P.

Unsere Schulsache im Staat Michigan. Wir berichteten zuletzt (Augustheft, S. 380), daß die Wayne County Civic Ass'n gegen die Entscheidung des Generalanwalts Großbeck bei der Supreme Court des Staates Berufung eingelegt habe. Großbeck hatte die Entscheidung abgegeben, daß das Verbot von Privat- und Kirchenschulen der Verfassung der Vereinigten Staaten widerspreche und daher nicht der Abstimmung des Staates Michigan unterliege. Über die neueste Entwicklung berichtet P. H. Grinde von Monroe, Michigan: „Endlich ist die Entscheidung des Obergerichts in Sachen des Ammendements betreffs unserer Gemeindeschulen gefallen. Sie geht dahin, daß das Volk erst darüber abstimmen muß, ehe das Gericht über die Konstitutionalität verhandeln kann. Verwirrt das Volk das Ammendment, so ist nichts verloren. Wird es angenommen, so wird es dadurch ein Teil der Konstitution, und erst dann kann das Gericht darüber entscheiden, ob es hineingehört oder nicht. Alle acht Richter waren bei den Verhandlungen zugegen. Drei stimmten dafür, daß das Ammendment gar nicht zur Abstimmung gelangen solle, da es doch nicht stehen bleiben werde. Fünf waren der oben angeführten Meinung. Nun gilt es für uns in Michigan kämpfen, beten und siegen. Aber wenn wir wissen, daß unsere Brüder in der Synode allenthalben unser im Gebet gedenken, wird das uns stärken. Wir bitten um ihre Fürbitte. Unser Kampf ist ihr Kampf, unser Sieg ihr Sieg.“ Nach einem Bericht St. Louiser Zeitungen hat sich der Gouverneur des Staates Missouri letzten Monat so ausgesprochen: „Personally I am a strong advocate of the public school. Yet I would be opposed to any amendment to the Missouri Constitution providing for the abolition of the parochial schools. This is a great, free country of ours, and people have a right to send their children to any schools they please or to any church they wish. I should disapprove the idea of the State attempting to dictate to parents as to whether they should send their children to public or parochial schools.“ Wenn man auch geneigt ist, solche Aussprachen in der Zeit bevorstehender Wahlen zu diskontieren, so sind sie doch nicht ohne Wert.

F. P.

Unsere kirchliche Arbeit unter den Litauern in den Vereinigten Staaten. In Chicago wird das litauische Monatsblatt *Pasiuntinys* herausgegeben. Wir teilen in „Lehre und Wehre“ mit, was P. Matzat darüber für den „Lutheraner“ mitteilt: „Die litauische Zionsgemeinde in Chicago und deren Pastor, J. J. D. Razokas, haben es übernommen, dieses Blatt herauszugeben. Es soll der fremdsprachigen Mission unter den Litauern dienen und ist der Nachfolger des *Pasiuntinystes Paslas*, der drei Jahre lang, bis zum Frühjahr dieses Jahres, herausgegeben worden ist. Wir brauchen dieses Blatt nicht nur unserer neun Gemeinden und Predigtplätze, sondern auch der vielen in diesem Lande zerstreut wohnenden Litauer wegen, um sie auf unsere Mission aufmerksam zu machen und sie für dieselbe zu gewinnen. Wir brauchen es auch der vielen litauischen römischen Katholiken wegen, die, mit dem Glauben und der Lehre ihrer Kirche zerfallen, jetzt Umschau halten, wo sie einen besseren Unterricht in der christlichen Lehre erhalten können. Wir

schicken dies Blatt auch nach Litauen, wo es von vielen mit Freuden aufgenommen und gelesen wird. Hüben und drüben ist dies lutherische Kirchenblatt das einzige seiner Art. Um überall besseren Eingang zu finden, wird es mit lateinischen Buchstaben und nach der neuen litauischen Schreibweise gedruckt. Neben geistlich-lutherischem Lesestoff bringt es auch allerlei Nachrichten aus hiesigen litauischen Kreisen und aus dem alten Vaterlande Litauen. Da dies Blatt innerhalb und außerhalb unserer Synode einem guten Zwecke dient, aber auch der kräftigsten Unterstützung bedarf, so möchten wir alle Leser des ‚Lutheraner‘, die auch der litauischen Sprache mächtig sind, bitten, es zu bestellen. Besonders den Pastoren, welche Litauer in ihren Gemeinden haben, wären wir zu großem Dank verpflichtet, wenn sie bei solchen Gliedern Fürsprache für unser Blatt einlegen würden.“

Moses und Elias auf dem Berge der Verklärung. In der Dogmatik des Unterzeichneten ist Band III, S. 578, gegen den Spiritismus gesagt, daß nach siehender Regel und göttlicher Ordnung (Luk. 16, 27—31) die Geister der Abgeschiedenen auf Erden nicht erscheinen, und daß Moses und Elias, die auf dem Berge der Verklärung erschienen und mit Christo redeten, den Auferstandenen zuzuzählen seien. Dies meint ein wohlwollender Kritiker beanstanden zu müssen. Die Streitfrage ist aber durch Luk. 9, 31 geschlossen, wo ausdrücklich gesagt wird, daß Moses und Elias im Zustande der Herrlichkeit (*ἀρθέντες ἐν δόξῃ*) erschienen, also in den verklärten Leibern, die den Auferstandenen eigen sind. Moses ist zwar nach 5 Mof. 34, 5, 6 wirklich gestorben und von Gott selbst begraben worden; aber nach Luk. 9, 31 erscheint er und redet er mit Christo auf dem Berge in verklärter Gestalt, *ἐν δόξῃ*. So muß Gott ihn erweckt haben. Wann dies geschehen sei, berichtet die Schrift nicht ausdrücklich, auch nicht Jüdä, V. 9. Aber daß es geschehen sei, ist hier, Luk. 9, 31, gesagt. Was Elias betrifft, so ist er, ohne den Tod zu sehen, nach Leib und Seele in einem feurigen Wagen mit feurigen Rossen in den Himmel versetzt worden (2 Kön. 2, 1 ff.). Es ist mit Elias etwa das geschehen, was mit den Gläubigen geschehen wird, die der Jüngste Tag lebend antrifft. Jedenfalls erscheint er auf dem Berge der Verklärung neben Moses in verklärter Gestalt. Luther sagt von der Erscheinung auf dem Berge, daß Moses und Elias mit Christo verklärt zugegen waren (St. L. VII, 326). In der Evangelienharmonie (Cap. 87) heißt es von Moses und Elias, daß sie in verklärten Leibern (in glorificatis corporibus) mit Christo geredet haben. Stock sagt in seinem Kommentar zum Neuen Testamente zu Matth. 17, 3: „Ille [Moses] revera mortuus ejusque corpus a Deo ipso sepultum et postea . . . resuscitatum et in coelestem subiectum fuit gloriam; hic vero [Elias] vivus corpore et anima et ignis flammeis in turbine ac tempestate in coelum raptus fuit.“ Meyer (zu Matth. 17) hält zwar für seine Person die leibliche Erscheinung „wenigstens des Mose, dessen Auferstehung nach Deut. 34, 5 f. vorausgesetzt sein mußte“, für unmöglich, fügt aber gegen Delitzsch u. a., die an einen bloßen „Seelenleib“ denken, hinzu, daß sie dem *μετ’ αὐτῷ οὐλαλοῦντες* nicht gerecht werden, „was jedenfalls eine verklärte Leiblichkeit voraussetzt oder aber auf ein bloßes Phänomen hinauskommt“, wie Beza annehmen möchte (eestatica visio). Aber Lukas, den Meyer in diesem Stück nicht für glaubwürdig hält, habe (Luk. 9, 30, 31) „den Hergang seines visionären Charakters entkleidet“. An eine bloße „eestatische Vision“ scheint

auch der freundliche Kritiker gedacht zu haben, wenn er schreibt: „Ist es nicht so, daß der Heiland seinen Jüngern auf dem Berge der Verklärung einen Blick in den Himmel der Seligen gewährte? Dort oben sind Moses und Elias zu Hause. Dazu stimmt auch der Verklärungsglanz, das herrliche Licht, die Stimme Gottes des Vaters und das traumhafte Schauen der Jünger sowie ihr Schrecken, sobald sie Gottes Stimme hören.“ Diese Auffassung steht im Widerspruch zum Text der Schrift. Nach dem Bericht aller drei Evangelisten (Matth. 17, Mark. 9, Luk. 9) spielt sich der Vorgang, auch nicht teilweise, im Himmel, sondern ganz auf Erden, auf einem „Berge“, ab. Es steht nicht da, daß der Heiland den drei Jüngern „einen Blick in den Himmel der Seligen gewährte“, sondern es steht da, daß der Heiland die Jünger auf einen Berg, einen hohen Berg, führte und dann mit den Jüngern vom Berge wieder herabging. Auch davon, daß inzwischen der Schauplatz verlegt worden sei, findet sich keine Andeutung im Text. Freilich waren Moses und Elias im Himmel „zu Hause“; aber sie traten in den Gesichtskreis der drei Jünger, nicht auf die Weise, daß die Jünger, wenn auch nur mit ihrer Vision, in den Himmel gerückt worden wären, sondern in der Weise, daß Moses und Elias auf den Berg kamen und die Jünger beide neben Christo auf dem Berge stehend (*συνεστῶτας αὐτῷ*) sahen, und zwar nicht im „Traumgesicht“, sondern in wachem Zustande, wie der Bericht ausdrücklich sagt: „Da sie aber aufwachten (*διαγονογίσαντες*), sahen sie seine [Christi] Klarheit und die zwei Männer bei ihm stehend“ (Luk. 9, 32). Auch der Verklärungsglanz, das herrliche Licht, die Stimme Gottes des Vaters, und der Schrecken veranlassen uns nicht, den Vorgang der Anschauung nach in den Himmel zu verlegen. Diese Umstände finden wir auch bei der Verkündigung der Geburt Christi (Luk. 2, 9 ff.) und bei der Taufe Christi erwähnt (Luk. 3, 21 f.; Matth. 3, 17), und doch dürfen wir diese Vorgänge der Anschauung nach nicht in den Himmel verlegen, sondern müssen sie auf dem Felde zu Bethlehem und am Jordan bleiben lassen.

J. P.

„*Baptistic Theologie in der neuen Weltordnung.*“ Unter dieser Überschrift veröffentlicht Dr. Mullins vom Southern Baptist Theological Seminary in *The Review and Expositor* einen Artikel, der darlegen soll, „that the Baptist conception of the Christian religion contains elements which in the highest degree are adapted to meet the needs of the modern world“. Er führt den größten Teil der Übel in Kirche und Staat auf die Praxis der Kindertaufe, auf die Unterlassung der Untertauchung und auf die Auffassung der Taufe als Gnadenmittel zurück. Er sagt: „It was a great error when baptism was converted into a sacrament and saving power attributed to it.“ Daß es „in the old civilization“ so viele Namenchristen in der Kirche gegeben hat, „has been due to the practise of infant baptism“. Dr. Mullins gibt daher den Rat: „Abolish infant baptism, emphasize the responsibility of the individual for personal faith, postpone baptism until the infant has grown to an age when it is capable of exercising personal faith, and at once the whole enterprise of the church is changed.“ Die Kindertaufe ist auch schuld daran, daß es Staatskirchen gibt: „Infant baptism logically goes with a state church, because an unregenerate church-membership cannot have the spiritual motive which will lead to self-assertion against tyranny.“ Wir haben hier einen Ausbruch der Schwärmerei, der Vermischung von Staat und Kirche und der Verachtung der Schriftaussagen über die Taufe, der einst

die Kirche im 16. Jahrhundert zerrüttete. Daz nach der Schrift die Taufe ein Mittel der Sündenvergebung ist (Apost. 2, 38) und selig macht (1 Petr. 3, 21) und die Kinder sehr wohl eigenen Glauben haben können (Matth. 18, 6; Ps. 8, 3), darum kümmert sich Dr. Mullins nicht. F. P.

Zur Vermischung von Staat und Kirche seitens der Sekten. Die Young Men's Christian Association hat sich dazu hergegeben, revolutionäre Schriften in Russland und Deutschland zu verbreiten. Daz dies Tatsache ist, beweisen Dokumente, die neuerdings veröffentlicht worden sind und in politischen Blättern abgedruckt werden. Edward Sisson, Vertreter des Committee on Public Information, kabelte aus Russland am 13. Januar 1918 an George Creel, den Vorsitzer des Komitees: „Präsidentenrede“ (die vierzehn Punkte) „heute morgen in Petrograd an den Mauern angeschlagen. Hunderttausend Exemplare werden binnen drei Tagen auf diese Weise verwendet werden. Dreihunderttausend Flugblätter kommen binnen fünf Tagen hier zur Verteilung. Verbreitung in Moskau in entsprechendem Umfang Ende der Woche. Young Men's Christian Association erklärte sich bereit, Million russische und Million deutsche Exemplare längs der Heeresfront zu verteilen. Deutsche Übersetzung befindet sich jetzt in Händen des Druckers.“ Fünf Tage vorher hatte Sisson an Creel die folgende Depesche gesandt: „Wenn der Präsident anti-imperialistische Kriegsziele und demokratische Friedenserfordernisse der Amerikaner in tausend Worten oder weniger, in kurzen, beinahe plakatartigen Sätzen, kurzen Redewendungen nochmals zusammenfassen könnte, so könnte ich Deutschland mit großen Mengen davon in deutscher Übersetzung füttern und kann russische Übersetzung wirksam in Armee und überall verwerten. Auszüge früherer Reden würden nicht den Zweck erfüllen. Für England ist Beweis notwendig, daß Präsident an das gewöhnliche Volk Russlands und Deutschlands in deren gegenwärtiger Situation denkt, und daß er zu diesen Leuten spricht. Deutsche Übersetzung und Druck kann ich hier besorgen.“ Diese Tätigkeit der Young Men's Christian Association hat in einigen Kreisen Verwunderung hervergerufen. Allein sie steht völlig im Einklang mit der „Reformation“, wie von allem Anfang an ein Zwingli sie auffasste. Zwingli wollte nicht die Gewissen vor Gott stillen — er selbst hatte noch ein schlafendes Gewissen, als er die Reformation in Zürich begann —, sondern Zwingli wollte die Welt nach seinen (Zwinglis) religiösen Prinzipien reformieren und die widerstrebenden Obrigkeiten „mit Gott entsezt“ wissen. Opp. I, 369. Ebendaselbst S. 371: „Hütend üch, ir thranen! das evangelium wirt fromm lüt ziehen. Wer dend auch fromm! so wirt man üch uf den händen tragen. Thünd ir das nit, sunder ryssend (wütet), so wer dend ir mit füssen getreten.“ F. P.

II. Ausland.

„Theologische Hilfs- und Beratungsstelle“ in Leipzig. In der „Freikirche“ vom 19. September d. J. lesen wir die folgende Mitteilung von P. H. B. Stallmann in Allendorf a. d. Lumda, Kreis Gießen, Hessen: „Wie bereits im kurzen Bericht über die diesjährige Synodalversammlung erwähnt wurde, bin ich von ihr beauftragt worden, mich unserer Theologie-Studierenden in Leipzig mit Rat und Tat anzunehmen. Zweck dieser Hilfseleistung ist die Befestigung der jungen Leute im Glauben an das göttliche Selbstzeugnis der Heiligen Schrift von ihrer Unverbrüchlichkeit und wörtlichen Einigung gegenüber allen Einwendungen und Angriffen der modernen Theologie.“

und menschlichen Vernunft gegen diese alleinige Quelle und Richtschnur aller christlichen Lehre. Zugleich bin ich im Auftrage der Synode gern bereit, auch allen andern, die im angegebenen Sinne irgendwelche Auskunft oder Rat von mir begehrten, nach besten Kräften zu dienen. Um nun von vornherein eine möglichst genaue Übersicht über den Umfang dieser Arbeit zu haben, bitte ich alle lieben jungen Freunde, die sich im bevorstehenden Winterhalbjahr studierenshalber in Leipzig aufzuhalten gedenken und an unseren gemeinsamen Arbeiten und Besprechungen teilnehmen wollen oder sonst Rat begehrten, sich unter Angabe ihres bisherigen Studienganges, Verzeichnis der gehörten Vorlesungen usw. schon jetzt bei mir zu melden."

Deutschland. Die „Gemeinschaftsleute“ in Mecklenburg haben beschlossen, einerseits Glieder der „Volkskirche“ zu bleiben, andererseits eigene Abendmahlfeiern bei Landeskonzerten und viermal im Jahr zu veranstalten. Auf Wunsch des Oberkirchenrats sind sie bereit, den „kirchlichen“ Ortspastoren von der Zahl der Abendmahlsteilnehmer Mitteilung zu machen. Das ist einerseits Separation von der „Volkskirche“, weil ausdrücklich erwähnt wird, daß mit den gesonderten Abendmahlfeiern „Gewissensnöten“ begegnet werden soll, andererseits ist es das Gegenteil von Separation, weil hinzugefügt wird, daß es Gemeinschaftsleuten freistehe, auch an den volkskirchlichen Abendmahlfeiern teilzunehmen. Wenn der Teil der Gemeinschaftsleute, welcher aus Gewissensgründen sich von den volkskirchlichen Abendmahlfeiern fernhält, in Lehre und Bekenntnis seine Schuldigkeit tut, so könnten die gesonderten Abendmahlfeiern eine Veranlassung werden, mehr Klarheit in die vorvorreinen kirchlichen Verhältnisse zu bringen.

F. P.

Gerade wie bei uns. Die „Thüringer Lehrerzeitung“ in Deutschland hat nach dem Bericht der Luthardtschen „Kirchenzeitung“ sich dahin geäußert: „Es handelt sich um eine neue Religion, die der eigentliche lebendige Kern der verschiedenen Bekenntnisreligionen ist. Es gilt, uns endlich von den Spinnweben jüdisch-christlicher Scheinreligion freizumachen.“ Das stimmt genau mit dem religiösen Programm unsers amerikanischen Interchurch Movement. Auch dieses wollte alle Glaubenssätze, inklusive Himmel und Hölle, abschaffen. übrigens dürfen wir nicht meinen, daß nach dem vorläufigen äußeren Zusammenbruch des Interchurch Movement das religiöse Programm desselben aufgegeben sei. Die Majorität der amerikanischen „Protestanten“ ist unitarisch geworden und schiebt naturgemäß mit der Gottheit Christi und der satisfactio vicaria auch Himmel und Hölle beiseite. Auch die Glieder unsers Ministeriums werden ein Pamphlet erhalten haben, das den Titel trägt: „The Facts in the Case of the Interchurch World Movement.“ In diesem Pamphlet wird das religiöse Programm der „Bewegung“ sehr gelobt. Es war „a noble cause“ „for the restoration of Christianity“. Aber das edle Unternehmen „was wrecked on the rocks of impractical enthusiasm; its collapse hastened by the interjection of radicalism into certain of its fundamental activities“. Der „Radikalismus“ und „Bolschewismus“ der Bewegung bestand darin, daß die Leiter derselben durch eine besondere Abteilung auch das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter untersuchen wollten. Dabei sind Grundsätze aufgestellt worden wie diese: „Recognition of the right of collective bargaining and of labor's right to share in the control of industry and in its profits. Also the recog-

nition that labor's right to be heard at this time is fundamentally greater than capital's." Dies entzog dem Interchurch Movement die Unterstützung der großen Geldleute.

F. P.

Die Deutschen in Litauen. Weil unsere kirchliche Arbeit hierzulande sich auch auf Litauer erstreckt, so wird eine Mitteilung über das fr e u n d - s c h a f t l i c h e Verhältnis, das zwischen Deutschen und Litauern in Litauen selbst besteht, von Interesse sein. In einem politischen Blatt wird berichtet: „Die deutsche Kolonie in Kowno hat einen alten Bestand von Familien, die vor dem Kriege schon hier ansässig gewesen sind, manche schon in der dritten und vierten Generation. Die großen Fabriken in Kowno sind deutsche Unternehmungen und haben eine Menge deutscher Angestellter und Arbeiter. Viele von ihnen sind während des Krieges vertrieben gewesen und jetzt zurückgekehrt. Dazu kommt dann noch eine ganze Anzahl Deutscher, die sich erst nach dem Kriege hier niedergelassen hat, teils Reichsdeutsche, die das Land als Soldaten kennen und lieben lernten, und von seiner wirtschaftlichen Entwicklungsfähigkeit überzeugt sind, teils Rückwanderer aus Russland. Vor dem Kriege hat es im Gouvernement Kowno rund 21,000 Deutsche gegeben, und man rechnet, daß diese Zahl auch jetzt ungefähr erreicht werde. Die politische Lage dieser Deutschen hat sich durch die Errichtung des litauischen Staates bedeutend gehoben. Ihre Zahl ist im Verhältnis so groß, daß sie einen Abgeordneten in die Landesversammlung, den Seim, haben entsenden können: in die Kownosche Stadtvertretung sogar drei. Dabei ist die politische Organisation der Deutschen hier noch recht jungen Datums; erst kurz vor den Wahlen zur konstituierenden Versammlung wurde sie begonnen, und die weiten Entfernungen haben sie natürlich nicht erleichtert. Trotzdem der erfolgreiche Anfang. Man kann sagen, daß etwa 75 Prozent der Deutschen ihr Wahlrecht ausgeübt haben. Die litauische Regierung hat dem deutschen Element gegenüber nicht immer die gleiche Stellung eingenommen; wie es bei neu entstehenden nationalen Staaten leicht geht, so war es auch hier; zuerst kam eine nationalistische Welle auf, und es bestand einmal, kurze Zeit hindurch, die Gefahr einer Deutschenverfolgung; sie ist jetzt behoben, und man kann wohl annehmen, daß sie damit endgültig beseitigt ist. Überall, wo genügend deutsche Kinder vorhanden sind, errichtet der Staat jetzt selbst deutsche Volksschulen mit deutscher Unterrichtssprache, deutschen Lehrern. Nur ist Vorschrift, daß auch die litauische Landessprache so gelehrt werden muß, daß die Kinder bei Abgang von der Schule sie sprechen, lesen und schreiben können. Auch eine höhere Schule, die in Kowno von den Deutschen gegründet werden soll, wird der Staat mit demselben Betrage unterstützen, den er für gleiche Fälle andern Nationalitäten gegenüber festgelegt hat. Also eine vollkommene und sehr kluge Politik. Die Deutschen, die immer lohale Bürger des Staates gewesen sind, in dem sie lebten und arbeiteten, werden aus dieser Haltung ihre Folgerungen ziehen und werden freudig mitarbeiten, diesen jungen Staat nach jeder Richtung hin zu festigen und zu entwickeln. Denn auch die Staatsämter sind ihnen durchaus nicht verschlossen. Beim Militär, in der Polizei und in einigen andern Verwaltungszweigen befinden sich Deutsche in einflußreichen Stellungen.“

Des Papstes Billigung der Trennung von Kirche und Staat. Aus Prag meldet die Assoziierte Presse: „Die Tschecho-Slowakia kündigt positiv an, daß der Papst zu einer Trennung von Kirche und Staat in der Tschecho-

Slowakei zugestimmt hat, sagt aber, daß der Pontifex nicht wünsche, daß die Angelegenheit in der Legislatur besprochen werde.“ Hier liegt eine falsche Nachricht oder eine Täuschung zugrunde. Das Papsttum hat gerade auch in den letzten Jahrzehnten die Trennung von Kirche und Staat als ein „Verbrechen“ und als eine böse Frucht der Reformation ausdrücklich verdammt. So auch in dem Rundschreiben „*Immortale Dei*“ 1885 (L. u. W. 32, 12ff.). Die römischen Polemiker geben eine „Unterscheidung“, aber keine Trennung von Kirche und Staat zu. Sie gebrauchen als Beispiel das Verhältnis zwischen Seele und Leib im Menschen. Man müsse Seele und Leib freilich unterscheiden, dürfe sie aber nicht trennen. Ohne die einwohnende Seele sei der Leib tot. So sei auch der Staat ein toter Leib, wenn nicht die Kirche — nämlich die Papstkirche — ihren „heilsamsten Lebenssaft in alle Adern des Staatswesens einführe“. So Leo XIII. in der eben angeführten Enzyklika. Gerade so übrigens auch Zwingli und Calvin und alle echten Reformierten, inklusive der Pilgerväter von 1620.

J. P.

Esperanto und Sozialismus. Seit dem Waffenstillstand breitet sich die Esperantosprache unter den Arbeiterorganisationen Europas ganz außerordentlich aus. Der gemäßigte und der radikale Sozialismus hat darin ein brauchbares internationales Verständigungsmittel gefunden. Die Bolschewikiregierung unterstützt kräftig radikale Esperanto-Zeitschriften. Eine lange Zeitschriftenliste in Amerika, *Esperantisto* (West Newton Sta., Boston, Mass.), aus aller Herren Ländern weist auffällig viele Arbeiter- und Sozialisten-Zeitschriften auf. Auch in nichtsozialistischen Esperanto-Zeitschriften trifft man sozialistische Korrespondenzen an. Ein Zeichen der Zeit! H.

Südafrika. Im Parlament von Südafrika ist es zu Verhandlungen über die deutschen Missionen auf diesem Gebiet gekommen. Nach vorliegenden Berichten haben die burischen Abgeordneten im Parlament sich sehr entschieden dahin geäußert, daß sie einer Störung der deutschen Missionen nicht zustimmen würden. Im Gegensatz zu der Behauptung, daß die deutschen Missionare die Eingebornen nicht zu behandeln verstanden, wurde im Parlament ausgeführt, daß gerade diese Missionare ein besseres Verständnis für die Behandlung der Eingebornen gezeigt hätten als irgendeine andere Bevölkerungsgruppe in Südafrika. Auch soll der Vertreter der britischen Regierung, General Smuts, sich gegen eine Störung der deutschen Missionen ausgesprochen haben. Wenn die britische Regierung davon Abstand nimmt, die deutschen Missionen in Südafrika zu stören, so wird sie das aus politischen Interessen tun, näher, aus Furcht vor Unruhen in Südafrika. Daß Gründe der Gerechtigkeit und Willigkeit für sie nicht maßgebend sind, geht aus ihrer Behandlung der deutschen Missionen in andern Erdteilen hervor.

J. P.

Australien und das Bücherverbot. Der Import christlicher Bücher in deutscher Sprache, die Bibel eingeschlossen, ist in Australien verboten. Unsere Glaubensbrüder daselbst haben bei der britischen Regierung eine Petition eingereicht, worin sie um Aufhebung oder Milderung des Verbots nachsuchen. Man erwartet auch, daß die Britische Bibelgesellschaft sich der Petition anschließen wird. Über den Erfolg der Petition ist uns bisher noch nichts bekannt geworden. Unsere australischen Glaubensbrüder bitten nicht sowohl im Interesse des heranwachsenden Geschlechts, das der englischen Sprache mächtig sei, als im Interesse ihrer alten Glieder, die nur durch das Medium der deut-

ischen Sprache recht versorgt werden könnten. Deutschland handelt anders als Australien. Uns kam kürzlich eine von der gegenwärtigen deutschen Regierung aufgestellte Importliste zu Gesicht. Unter den Gegenständen, die „ohne besondere Erlaubnis“ eingeführt werden dürfen, werden genannt: „Bücher in allen Sprachen, einschließlich gedruckter oder geschriebener Gebetbücher mit Bildern; Bücher für Blinde.“ Mit dem Befehl Christi, allen Völkern das Evangelium zu verkündigen, hat die christliche Kirche auch den Auftrag, sich aller Sprachen zu bedienen, die die Leute, an die ihr Beruf lautet, verstehen oder doch am besten verstehen. Verbietet nun der Staat den Gebrauch einer Sprache, die die Kirche zur Ausrichtung ihres Berufs für nötig hält, so greift er über auf das kirchliche Gebiet und gerät er eo ipso in Konflikt mit Christo, dem Haupt der Kirche und dem Herrn des Universums. Die Christen machen zwar nie Revolution, sondern sie leiden das Unrecht. Aber sie klagen das Unrecht ihrem Gott und Heiland. Und das ist dem Staat nicht gut. Dies gilt nicht nur von der australischen Regierung, sondern auch von denjenigen unserer Staaten, die den kirchlichen Gebrauch der deutschen Sprache unterdrückt oder eingeschränkt haben.

F. P.

Eine neue Religion in Japan. Aus Tokio wird unter dem 13. September gemeldet: „Die Behörden in Japan sind wegen des Umschreibens einer neuen Religion, welche „Omotohō“ heißt, nicht wenig besorgt geworden. Den Preszberichten gemäß haben die Staatsautoritäten begutachtet, daß die Verbreitung des neuen Kultus den Staatsinteressen und der Aufrechterhaltung des Friedens und der Ordnung gefährlich zuwider sei. Nach den Berichten in den Zeitungen ist Omotohō eine Verquidung von Schintoismus, Chauvinismus, Größenwahn und Mesmerismus und hat eine Frau zur Gründerin, welche keine Bildung hatte und Deguchi heißt. Sie wurde im Jahre 1836 geboren und starb 1918, zehntausend japanische Wände hinterlassend, die sie in einem Zustand der Ekstase geschrieben und von denen ein jeder 2000 Worte enthält. Die neue Religion hat Apostel, welche sie verkünden, und nach den Preszberichten verbreitet sie sich wie ein Lauffeuer, besonders unter den gebildeten Klassen, viele Universitätsstudenten einschließend. Die Prediger des neuen Kultus erklären, daß Japan die ganze Welt nach einem großen Kriege beherrschen werde. Die Osaka-Zeitung, die „Taissi Nichinichi“, die neulich ihr Erscheinen einstellte, ist zwecks Verbreitung des neuen Kultus angekauft worden. Wie einige Preszstimmen sagen, wird in einigen Kreisen die Behauptung aufgestellt, daß Omotohō die Erfindung der Militaristen ist, welche die Macht der religiösen Organisation in die Dienste zu nehmen beabsichtigen, um ihre aggressiven Bestrebungen zu fördern.“ So weit der Bericht aus Japan. Die beschriebene Religion ist durchaus nicht neu. Weltherrschaft unter religiösem Deckmantel stiehlt auch den Leitern des Interchurch World Movement im Kopfe. Ferner: Die Reformjuden wollen, wie bei der Grundsteinlegung der jüdischen Universität am Ölberg verkündigt wurde, geistig die Welt beherrschen, die orthodoxen Juden erwarten noch eine handgreifliche leibliche Herrschaft, wenn ihr Messias erscheint. Dasselbe Prognostikon stellen sich unter den Christen diejenigen, welche vor dem Jüngsten Tage eine tausendjährige Herrschaft der christlichen Kirche über die Welt erwarten. So kann man es auch an den Japanern nicht sonderbar finden, wenn sie sich auch zu Herrschern der Welt berufen glauben. Übrigens ist es historisch nicht richtig, daß erst Frau Deguchi auf die Idee von Japans Weltherrschaft gekommen sei.

F. P.